

Lehre und Wehre.

Jahrgang 35.

November 1889.

No. 11.

Dr. C. F. W. Walther als Theologe.

(Fortsetzung.)

Von Kirche und Kirchenregiment lehrt Walther: Jede Einzelgemeinde hat mit den Schlüsseln des Himmelreichs auch die ganze für sie nöthige Kirchengewalt, das ist, die Gewalt und Autorität, alles zu verrichten, was zu ihrer Regierung erforderlich ist.¹⁾ Gerade auch die sogenannte constitutive Gewalt, das heißt, die Ordnung aller nicht durch Gottes Wort geordneten Dinge (adiaphora) kommt der Gemeinde selbst zu, nicht dem Pastor, auch nicht Personen außerhalb der Ortsgemeinde. Die Ortsgemeinde hat in ihrem Kreise das höchste Gericht.²⁾ Die Gerichtsbarkeit, welche Personen außerhalb der Ortsgemeinde über dieselbe und ihre Pastoren haben, ist nur menschlichen Rechts.³⁾ Alle Gemeinden und Pastoren haben an sich gleiche Kirchengewalt und keine Gemeinde ist der andern und kein Pastor dem andern an sich vorgesetzt und unterworfen.⁴⁾ Eine kirchenregimentliche Verbindung mehrerer Gemeinden zu einem größeren kirchlichen Körper, z. B. vermittelt einer Synode mit Visitationsgewalt, eines sogenannten Ober-Kirchencollegiums, eines Consistoriums, eines Bischofs u., ist nicht göttlichen, sondern menschlichen Rechts und daher nicht absolut nothwendig.⁵⁾ Jede Gemeinde kann für sich allein dastehen. Daß jede christliche Gemeinde an sich selbständig sei, ist reine lutherische, nicht independentistische Lehre, wie man sie heutzutage oft schilt. Independentistische Lehre ist, daß jede Gemeinde unabhängig sein und bleiben solle.⁶⁾ Daß eine Ortsgemeinde, um alle Kirchenrechte zu haben und ausüben zu können, mit anderen Gemeinden äußerlich verbunden sein und mit ihnen unter einem Kirchenregiment stehen müsse, also von andern Gemeinden abhängig sei, ist ein Irrthum, auf welchen das Papstthum

1) Die rechte Gestalt u. S. 24.

3) Rechte Gestalt u. S. 30.

5) Pastorale. S. 393 f.

2) Pastorale. S. 365.

4) A. a. D. S. 212.

6) Rechte Gestalt u. S. 22.

gegründet ist.¹⁾ Zudem wären wir bei dieser Annahme nie gewiß, wie groß eine kirchliche Körperschaft sein müsse, um alle Kirchengewalt zu haben. Nein, jede Ortsgemeinde hat mit den Schlüsseln auch alle Kirchengewalt. Wie Niemand einem einzelnen Christen etwas wider seinen Willen auferlegen darf, so auch nicht einer einzelnen Gemeinde. Synoden, Consistorien, Ober-Kirchencollegien können den einzelnen Gemeinden gegenüber immer nur beratende Gewalt haben. Jede Gemeinde muß auch das Recht behalten, jederzeit von der Verbindung mit einer größeren Gemeinschaft zurückzutreten und die Andern (z. B. Consistorien) übertragenen Rechte zurückzufordern, wie sie sonst in Mitteldingen Aenderungen, die ihr ersprißlich erscheinen, vornehmen kann. Diejenigen, welche ein Kirchenregiment, das jure divino über den einzelnen Gemeinden stehe und von dem die einzelnen Gemeinden also abhängig wären, setzen wollen, leugnen das Wort: „Einer ist euer Meister, Christus, ihr aber seid alle Brüder“, die wollen eine andere Gewalt, als die Gewalt des Wortes Gottes, in die Kirche einführen. „Sie berauben Christi Kirche der Freiheit, die er ihr mit seinem Gottesblute so theuer erkauft hat, und würdigen dieses freie Jerusalem, das droben ist, in welchem es eitel Könige, Priester und Propheten gibt, dieses Gottesreich, dieses himmlische Reich der Wahrheit, zu einer polizeilichen Anstalt herab, in welcher man unterthan sein müsse jeder menschlichen Ordnung. Sie stehen Christo, dem einzigen wahren Könige, nach seiner königlichen Krone, und machen sich selbst zu Königen über sein Reich; sie stoßen Christum, den einzigen wahren Meister, von seinem Lehrstuhle, und werfen sich selbst zu Meistern in seiner Kirche auf; sie suchen Christum, das einige wahre Haupt, von seiner Kirche loszutrennen und ermächtigen sich, selbst Häupter seines geistlichen Leibes zu sein. Sie erheben sich über die heiligen Apostel und maßen sich eine Gewalt an, die in Gottes Wort ihnen rund abgesprochen, ja, die von Gott keinem Menschen, keiner Creatur, selbst keinem Engel noch Erzengel verliehen ist.“²⁾ Die kirchliche Verfassung ist daher nur so lange ein Mittel Ding, als sie nicht die Christen der ihr von Christo geschenkten Christenrechte beraubt.³⁾

Dennoch, so schärft Walther weiter ein, sollte jede Gemeinde bereit sein, sich mit andern rechtgläubigen Gemeinden zu verbinden, wenn sie dazu Gelegenheit hat und solche Verbindung der Ehre Gottes und dem Aufbau seines Reiches dienlich und förderlich ist. Jede Gemeinde nämlich soll an ihrem Theile dafür sorgen, daß die Einigkeit im Geiste erhalten werde, die Gaben des Geistes zum gemeinen Nutzen sich erzeigen und überhaupt die Zwecke des Reiches Gottes im Allgemeinen gefördert werden.⁴⁾ Diese Zwecke wird sie erreichen, wenn sie mit andern Gemeinden zu einem größeren Kirchenkörper sich verbindet, wenn sie z. B. mit andern Gemeinden „zu

1) A. a. O. S. 19 f. Pastorale. S. 393.

2) Brosamen. S. 523.

3) Brosamen. S. 496. R. u. A. S. 371.

4) Rechte Gestalt 2c. S. 212 ff.

gegenseitiger brüderlicher Berathung, Beaufsichtigung und Hilfeleistung und zu vereinter Ausbreitung des Reiches Gottes“ in einen Synodalverband tritt.¹⁾ In seinem „Pastorale“ (S. 69) erinnert daher Walther die Prediger: „Nach empfangener Ordination sollte sich der in das Amt Eingetretene bei nächster Gelegenheit an eine rechtgläubige Synode anschließen. Thäte er dies bei dazu sich ihm bietender Gelegenheit nicht, so würde er damit einen sündlich independentistischen, schismatischen Geist verrathen, wider Eph. 4, 3. 1 Cor. 1, 10—13. 11, 18. 19. Sprüchw. 18, 1.“ Und an einer andern Stelle erinnert Walther, nachdem er zunächst abgewiesen hat, daß eine kirchenregimentliche Verbindung mehrerer Gemeinden zu einem größeren kirchlichen Körper göttlichen Rechts und absolut nothwendig sei: „Nichts desto weniger würde jedoch ein Prediger, welcher, auf seiner Freiheit bestehend, mit seiner Gemeinde unabhängig bleiben wollte, obgleich ihm Gelegenheit geboten wäre, sich an eine rechtgläubige Synode anzuschließen, damit wider den Zweck seines Amtes, wider die Wohlfahrt seiner Gemeinde und wider seine Pflicht gegen die Kirche im Ganzen handeln und sich als ein Separatist offenbaren.“²⁾ Ein Pastor hat daher auch bei seiner noch außerhalb einer Synodalverbindung stehenden Gemeinde darauf hinzuwirken, daß sie sich an eine Synode anschließe. Freilich hat der Pastor dies nur zu thun auf dem Wege der geduldischen Belehrung und unter Darlegung des Charakters einer Synode. Walther schreibt in Bezug auf diesen Punkt: „Zwar hat der Prediger darauf hinzuwirken, daß sich auch seine Gemeinde an die Synode anschließe, doch ist hierbei große Vorsicht anzuwenden, die Gemeinde erst über die Bedeutung einer Synode zu unterrichten und ihr Zeit zu lassen, damit sie nicht meine, es handle sich hierbei nur darum, ihr Lasten aufzubürden, ihr ihre Freiheit zu schmälern, ihr ihr Kircheneigenthum aus den Händen zu spielen und das Joch einer sogenannten geistlichen Obrigkeit ihr auch hier aufzuladen. Vielmehr ist ihr zu zeigen, daß es sich hierbei lediglich um ihre eigene Wohlfahrt und um die Pflicht, für ihre Kinder und für die Nachkommen und für das Reich Gottes im Allgemeinen zu sorgen, handle, und endlich, daß eine rechte Synode nur ein berathender, helfender, nicht ein die einzelnen Gemeinden beherrschender Körper sein wolle.“³⁾

Daß bei diesen Grundsätzen von Kirche und Kirchenregiment eine kirchliche Gemeinschaft sehr wohl bestehen, kirchlich arbeiten und herrlich gedeihen könne, dafür ist die Synode von Missouri selbst ein Beispiel. Walther sagt in der Synodalrede vom Jahre 1848: „Vielleicht bewegt uns alle, den einen mehr, den andern minder, ein Gedanke zu der Besorgniß, daß unsere Berathungen leicht fruchtlos bleiben könnten; ich meine den Gedanken, daß wir nach der Verfassung, unter welcher unser Synodalverband besteht, eben nur die Macht haben, uns zu berathen, daß wir

1) Brosamen. S. 524.

2) Pastorale. S. 397.

3) Pastorale. S. 400 f.

nur die Gewalt des Wortes und der Ueberzeugung besitzen. Laut unserer Constitution haben wir kein Recht, Decrete zu verfassen, Gesetze und Verordnungen zu erlassen, und in irgend einer Sache, welche den Gemeinden etwas auferlegt, einen Richterspruch zu thun, dem sich dieselben unbedingt unterwerfen müßten. Unsere Constitution macht uns keineswegs zu einer Art Consistorium, keineswegs zu dem obersten Gerichtshof unserer Gemeinden. Sie läßt vielmehr denselben in Allem die vollkommenste Freiheit, nichts ausgenommen, als das Wort Gottes, den Glauben und die Liebe. Nach unserer Verfassung stehen wir nicht über unseren Gemeinden, sondern wir stehen in ihnen und ihnen zur Seite. Wie? sollte uns hiermit nicht die Möglichkeit schon fast gänzlich genommen sein, einen durchgreifenden heilsamen Einfluß auf unsere Gemeinden auszuüben? Sollten wir durch Annahme einer Constitution, wie die unsrige ist, nicht selbst uns zu einem bloßen Schatten einer Synode gemacht haben? Sollten wir unter Verhältnissen, wie wir sie eingegangen sind, uns nicht mit Arbeiten ermüden, die leicht ganz verloren sein können, da Niemand gezwungen ist, sich unseren Beschlüssen zu fügen?" Walther antwortet auf diese Fragen mit Nein! und behandelt dann die Frage: „Warum sollen und können wir unser Werk mit Freuden treiben, obwohl wir keine Gewalt, als die Gewalt des Wortes, besitzen?" Er zeigt, daß Christus seinen Dienern keine andere Gewalt als die Gewalt des Wortes gegeben habe, daß diese Gewalt aber auch zur Erbauung der Kirche vollkommen hinreichend sei. „Gerade da" — sagt Walther — „wo dem Prediger zwar nur die Gewalt des Wortes gegeben ist, aber die volle Gewalt desselben, da, wo die Gemeinde, so oft sie Christi Wort aus ihres Predigers Mund hört, es annimmt als Gottes Wort, da steht der Prediger im rechten Verhältniß zu seiner Gemeinde; er steht in ihr nicht als gemietheter Lohn-diener, sondern als ein Gesandter Gottes des Allerhöchsten; nicht als ein Menschenknecht, sondern als ein Knecht Christi, der an Christi Statt lehret, ermahnet und strafet. Gerade da wird die apostolische Ermahnung recht befolgt: ‚Gehorhet euren Lehrern und folget ihnen‘ 2c. Je mehr aber eine Gemeinde sieht, daß der, der ihr vorsteht in dem Herrn, nichts begehre, als daß die Gemeinde Christo und seinem Worte unterthan sei; je mehr sie sieht, daß er sie nicht zu beherrschen begehre, ja, daß er mit eifersüchtigem Auge über der Freiheit der Gemeinde selbst wache: desto williger wird sie werden, auf seine heilsamen Rathschläge auch in den Dingen, die Gott frei gelassen hat, zu hören. . . Dieselbe Aussicht auf einen heilsamen Einfluß hat aber auch unser Synodalkörper, wenn er durch nichts zu wirken sucht, als durch die Gewalt des Wortes. Freilich erwarten uns auch da Kämpfe, aber es werden nicht jene kleinlichen, niederschlagenden Kämpfe um Gehorsam gegen Menschengesetze, sondern jene heiligen Kämpfe um Gottes Wort, also um Gottes Ehre und Reich sein. Und je mehr die Gemeinden einsehen werden, daß wir keine andere Gewalt über sie auszuüben begehren,

als jene Gotteskraft des Wortes, das da selig macht alle, die daran glauben, eine desto offenere Thür wird auch unser Rath bei ihnen finden. Zwar werden sich, die das Wort nicht mögen, von uns trennen; die es aber lieben, denen wird unsere Gemeinschaft eine tröstliche Zuflucht sein; und wenn sie unsere Beschlüsse annehmen, so werden sie sie nicht als eine fremde, von außen ihnen aufgelegte Last tragen, sondern als eine Wohlthat und als eine Gabe brüderlicher Liebe achten, und als ihr Eigenthum vertreten, vertheidigen und bewahren.“¹⁾ Eine beinahe 50jährige Geschichte hat diese Worte Walthers bestätigt.

F. P.

(Fortsetzung folgt.)

Die pastoralen Anweisungen im Titusbrief.

(Fortsetzung.)

Was Paulus seinem Sohne Titus und damit allen Bischöfen betreffs der Lehre und Predigt einschärft, davon war zuletzt die Rede. Zur rechten Lehre, zur Verkündigung der heilsamen Gnade gehört auch dies, daß „die Gnade uns züchtigt, daß wir sollen verleugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste, und züchtig, gerecht und gottselig leben in dieser Welt“, Tit. 2, 12., daß „Christus sich selbst ein Volk zum Eigenthum gereinigt hat, das fleißig wäre zu guten Werken“, Tit. 2, 14., „daß die an Gott gläubig sind geworden, in einem Stande guter Werke gefunden werden“, Tit. 3, 8. Der Apostel beschreibt aber nun auch des Näheren und im Einzelnen die guten Werke, in welchen die Gläubigen ihren Glauben erweisen sollen. Und er will, daß Titus und jeder Bischof die Christen, die ihm befohlen sind, insgesammt und alle Einzelnen je nach ihrem Alter, Geschlecht, Beruf und Stand zu eben denjenigen Werken ermahne und an alle die Stücke erinnere, die ihnen gerade geziemen. So soll ein Prediger gerade für die Seelsorge, wenn er es mit den Einzelnen zu thun hat, dessen gedenken und nach dem sich richten, was Paulus Tit. 2, 1—10. und Tit. 3, 1. 2. betreffs der Pflicht und des Amtes der Ermahnung dem Titus zu bedenken gibt.

Was Titus, was jeder Bischof den Alten, den Jungen, Männern und Weibern, den Knechten sagen soll, Tit. 2, 1—10., leitet der Apostel 2, 1. mit den Worten ein: „Du aber rede, wie sich's ziemet nach der heilsamen Lehre.“ Der gefundenen, heilsamen Lehre ziemt und entspricht ein rechtschaffener christlicher Wandel. Die christliche Lehre ist eine heilsame, gesunde Lehre, weil sie nütze ist zur Seligkeit, aber auch zur Gottseligkeit. Und der, welchem die Lehre befohlen ist, welcher am Worte dient, soll darum auch die Christen, welche er lehrt, zur Gottseligkeit anhalten. Vergl. Tit. 1, 1. Und er soll jedem Glied der ihm anvertrauten Heerde zeigen, wie es gerade nach seinem Alter, Geschlecht, Stand und Beruf Gott, seinem Hei-

1) Brosamen. S. 518—527.

land, dienen, mit welchen Werken es die Lehre Gottes, seines Heilandes, zieren kann.

Die Alten soll ein Prediger nach Tit. 2, 2. ermahnen, daß sie „nüchtern“ seien, auch geistig nüchtern, nicht leichtfertig und unbedächtig, daß sie „ehrbare“ seien, ehrwürdig, σεμνός, daß sie sich so halten, wie es der Würde des Alters entspricht, daß sie „besonnen“ seien, statt sich von leidenschaftlichem Wesen fortreißen zu lassen, daß sie „gesund“ seien im Glauben, in der Liebe, in der Geduld“. Das sind drei Hauptstücke des christlichen Lebens, Glaube, Liebe und Geduld, Standhaftigkeit in Widerwärtigkeit. Und von den Alten erwartet man billig, daß ihr Christenthum, Glaube, Liebe, Geduld, den Stempel der Reife trage, daß sie das Ungesunde, das sich oft noch in das Christenthum junger, unerfahrener Christen einmischt, abgestreift und überwunden haben.

Die alten Frauen, 2, 3., mag ein Prediger gleichfalls an ihre Würde und Ehre erinnern, daß sie Priesterinnen Gottes sind, und sie mahnen, sich in allen Dingen so zu halten und zu bezeigen, wie es sich für die schickt, welche in heiligem Dienste stehen, ἐν καταστάσει ιεροπρεπείας, und vor einer doppelten Untugend alter Weiber warnen, vor der Neigung zu übler Nachrede und vor Unmäßigkeit im Genuß starker Getränke. Statt in faulem Geschwätz sich zu ergehen, sollen sie vielmehr die jüngeren Frauen allerlei „Gutes lehren“.

Was die jungen Frauen lernen mögen, auch von dem Prediger, 2, 4. 5., ist dies, daß sie „ihre Männer lieben und ihre Kinder lieben“, daß sie „keusch und züchtig“ seien und gerade in diesem Stück die christliche „Besonnenheit“, welche jedem Alter und jedem Geschlecht ziemt, erweisen, daß sie „häuslich“ seien, in ihrem Hause das Ihre thun, statt in andern Häusern herumzulaufen und herumzuschwätzen, Allen, die im Hause sind oder die das Haus betreten, mit „Güte“ begegnen und gerade auch in häuslichen Angelegenheiten dem Sinn und Willen der Männer sich untergeben. Der Apostel fügt hier noch die Bemerkung bei: „auf daß nicht das Wort Gottes gelästert werde“. Wenn Christinnen unbotmäßig sind, nicht gehorchen wollen, sich der nächstliegenden häuslichen Pflichten ent schlagen, so geben sie damit denen draußen, den Ungläubigen, Anlaß, die christliche Religion, das Wort Gottes zu lästern, als werde dadurch das, was sonst bei Menschen Recht und Pflicht ist, aufgehoben und umgestoßen. Und es gehört zum Amt und Beruf der Diener am Wort, eben dies zu verhüten, daß Gottes Wort gelästert werde, so viel an ihnen ist, den Anstoß, den die Menschen am Wort nehmen, hinwegzuräumen, und gerade damit, daß sie die Christen zu alle dem anhalten, was Recht und Pflicht, Lob und Tugend ist, steuern sie am kräftigsten jener übeln Nachrede, als befördere das Christenthum einen unordentlichen Wandel.

Auch die jungen Männer sind zur „Besonnenheit“ zu ermahnen, 2, 6., daß sie in ihrem Thun und Lassen sich ja nicht, wie es in der Jugend leicht

geschieht, durch Lust, Unlust, Leidenschaft, sondern durch ihre christliche Ueberzeugung, ihr christliches Gewissen bestimmen lassen. Indem aber ein Prediger Jung und Alt zu christlichem Wohlverhalten ermahnt, versäume er es nicht, seine Unterweisung durch das Zeugniß der That zu bekräftigen, „sich selbst als Vorbild guter Werke darzustellen“, 2, 7 a. Was Paulus weiterhin, 2, 7 b. 8 a., davon sagt, wie ein Prediger sich in der Lehre erweisen soll, ist schon früher erörtert worden. Dem Hauptgedanken, daß ein Bischof die Seinen mit Wort und Exempel zu guten Werken ermuntere und ansporne, schließt der Apostel noch die Zweckbestimmung an, „auf daß der Widerwärtige beschämt werde und nichts habe, daß er von uns mag Böses sagen“, 2, 8 b. Darauf sei ein Prediger fort und fort bedacht, daß er der christlichen Gemeinde, welche seiner Pflege und Obhut übergeben ist, bösen Leumund bei der Welt erspare!

Den Knechten, den Untergebenen schärfe der Prediger ein, 2, 9. 10., „daß sie ihren Herren unterthänig seien, in allen Dingen zu Gefallen thun, nicht widerbellen, nicht veruntreuen, sondern alle gute Treue erzeigen, auf daß sie die Lehre Gottes, unsers Heilandes, zieren in allen Stücken“, so daß auch der Welt der Ungläubigen, welche die Christen wohl beobachtet, stets solcher Schmuck, solche Zier echten Christenwandels vor Augen stehe.

Der Abschnitt 2, 11—14., den wir schon betrachtet haben, welcher die Summa der christlichen Lehre, „die heilsame Gnade“, darlegt, ist zunächst als Grundangabe den vorstehenden Ermahnungen angefügt. Die eben genannten christlichen Tugenden, diese Pflänzlein der Gottseligkeit, gedeihen nur auf dem Grund und Boden der Gnade. Das soll ein Prediger nie vergessen und seine Christen daher immer durch die Gnade und Barmherzigkeit Gottes ermahnen, würdiglich ihres Berufs zu wandeln.

Es ist kein überflüssiger Nachtrag, daß der Apostel Titus und alle Bischöfe schließlich noch daran erinnert, 3, 1. 2., daß sie ihre Christen erinneren, „daß sie den Fürsten unterthan und gehorsam seien“, sich als gute Staatsbürger und Unterthanen erzeigen, daß sie Jedermann, auch den Nichtchristen, „zu allen guten Werken bereit seien“, sich der Ehrbarkeit, des Guten gegen Jedermann befleißigen, „Niemand lästern“, nicht Scheltwort mit Scheltwort vergelten, „nicht hadern“, vielmehr „gelinde seien“, gern nachgeben, wenn es sich um irdische Dinge, Güter, Vortheile handelt, „und alle Sanftmüthigkeit beweisen gegen alle Menschen“, auch zu dem Zweck, daß sie noch Manche von denen, die draußen sind, gewinnen.

Wir sehen, welches Gewicht der Apostel darauf legt, daß die Bischöfe ihren Christen einschärfen, daß sie, ein Jeder gerade in seinem Stand und Beruf, durch treue Erfüllung ihrer nächstliegenden Pflichten die Rechtchaffenheit ihres Christenthums bewähren. Solcher Vorschrift kommt ein Prediger nach, wenn er nicht nur im Allgemeinen von guten Werken predigt, nicht nur in der öffentlichen Predigt die verschiedenen Stände an ihre verschiedenen Obliegenheiten erinnert, sondern auch den Einzelnen nachgeht, nach dem

Vorbild des Apostels, Apost. 20, 31., jeden Einzelnen vermahnt, wacker zu sein und seines Christenberufs eingedenk zu bleiben. Gerade für die Seelsorge, für den seelsorgerlichen Verkehr des Pastors mit seinen Gemeindegliedern ist im Vorstehenden die rechte Directive gegeben. Die Aufgabe eines Seelsorgers besteht hiernach nicht nur darin, daß derselbe in besonderen Fällen diesem oder jenem Gemeindeglied einen besondern Dienst leiste, daß er Kranke, Angefochtene tröste, Trauernde, Wittwen und Waisen besuche. Ein Pastor soll nicht nur dann im Hause sein Erscheinen machen, wenn er mit dem Hausvater oder einem andern Glied der Familie ein Wörtlein besonders zu reden hat. Das Verhältniß des Seelsorgers zu seinen Beichtkindern ist ein schiefes, wenn letzteren, sobald der Pastor an ihre Thüre anklopft, sofort der Gedanke kommt: Wie, was ist denn vor-
gefallen? Habe ich denn etwas verbrochen? Die Beichtkinder sollen auch nicht wähnen, daß sie etwa nur in besonders schwierigen Fällen der besonderen Belehrung und Berathung ihres Pastors bedürften. Das Amt eines Bischofs, d. h. eines Aufsehers, schließt in sich, daß derselbe überhaupt mit den Christen, die ihm befohlen sind, im Verkehr bleibe, mit ihnen rede, auch privatim, und Solches mit ihnen rede, was ihnen gerade je nach ihren Umständen und Verhältnissen, nach ihrem Alter, Geschlecht, Beruf und Stand förderlich und erspriesslich ist, ihnen zuredet, sie zu allem guten Werk ermuntere, ansporne, vor Abwegen, auf die sie leicht gerathen können, warne und also als ihr Lehrer, Führer, Freund und Berather ihnen zur Seite stehe und gehe. Das ist keine überflüssige Mühe und Arbeit. Die Christen, welche in dieser Welt leben, bedürfen solcher Leitung und Unterstützung, auch, daß sie fort und fort an das erinnert werden, was sie schon wissen, an ihre nächstliegenden Pflichten. Denn der Teufel sieht es darauf ab und trachtet Tag und Nacht, diejenigen, welche den Namen Christi anrufen, aus ihrem Geleise herauszuwerfen, in einen unordentlichen Lebenswandel zu verstricken und also den Christennamen in übeln Geruch zu bringen. Da gilt es, ohne Unterlaß wachen, beten, wehren, steuern. Und ein Bischof soll mit wachen und mit beten. Er soll alle Glieder, alle Familien seiner Gemeinde im Auge behalten und darauf sehen und durch Zuspruch, Ermunterung, Warnung dazu helfen, daß sie alle den geraden, richtigen Weg Gottes wandeln, soll sich nicht damit begnügen, daß seine Gemeinde im Ganzen und Großen als eine christliche Gemeinde gelten kann, sondern auch darauf sehen und darauf halten, daß alle Glieder und alle Familien seiner Gemeinde sich als Christen, als christliche Familien darstellen.

Ein Prediger unterschätze daher ja nicht die Hausbesuche. Gerade in ihrem Hause kann er mit Männern, Frauen, Alten, Jungen, Herren, Knechten so reden, wie der Apostel geredet wissen will. Ein Pastor, welcher den Weisungen St. Pauli folgt, braucht da nicht erst nach der Art methodischer Prediger sich und den Hausbewohnern die gewöhnlichen häuslichen, alltäglichen Dinge gewaltsam aus dem Sinn zu schlagen, um ein

langes gesalbtes Gespräch über geistliche Dinge oder gemeinsames Beten in Scene zu setzen, sondern er beginnt von dem zu reden, was er im Hause sieht und vorfindet, fragt nach Mann, Weib, Kindern und nach dem, was Mann, Weib, Kinder angeht, und läßt dann durchmerken und erkennen, daß den Mann lieben, dem Mann gehorchen, dem Hausherrn unterthan sein, die Kinder lieben und erziehen, die Werke des Hausstandes und des natürlichen Berufs wahrhaft gute, christliche Werke sind, und macht also dem Mann, dem Weibe, Herrn und Knecht Lust und Muth zu allem guten Werk. Aber auch sonst dienen fleißige Hausbesuche dazu, die Christen im rechten Geleise zu erhalten. Wenn der Pastor mit den Leuten freundlich redet und verkehrt, so werden die Säumigen willig, auch Kirche und Gottesdienst fleißiger zu besuchen. Und wenn Einer einmal unbedächtig, leichtfertig, unbesonnen gehandelt und gethan hat, was einen Christen nicht ziemt, so nimmt er lieber von einem Hausfreund ein Wort der Zurechtweisung an, als von einem halb fremden Mann, den er etwa nur auf der Kanzel und vor dem Altar gesehen hat. Durch regelmäßige Hausbesuche kann ein Seelsorger gar manchen Ausschreitungen vorbeugen und sich manche unangenehme, saure Gänge ersparen, die etwa gerade dadurch nöthig gemacht werden, daß dieses oder jenes Gemeindeglied lange unbewacht und unbeobachtet seinen eigenen Gedanken und Wegen nachhing. Gewiß, je mehr ein Pastor mit seinen Leuten im Guten redet und verkehrt, desto weniger braucht er zu strafen und hart zu reden.

Wenn ein Pastor eine große Gemeinde hat und daher längere Zeit verstreicht, bis er in den Häusern seiner Gemeindeglieder einmal wieder die Runde gemacht hat, so halte er um so mehr darauf, daß seine Leute auch ihn in seinem Hause besuchen. Schon aus dem Grund sollte jeder Prediger darauf sehen, daß alle seine Communicanten sich in gewissen Terminen persönlich bei ihm zur Communion anmelden, damit er auch auf diese Weise Gelegenheit finde, mit ihnen zu reden, sich zu unterreden. Viele seiner Beichtkinder bedürfen ja freilich nicht einer eigenen Exploration vor jedem Abendmahlsgang, aber das thut allen noth und thut allen gut, daß sie von ihrem Seelsorger zum Destern und auch unter vier Augen an die Hauptstücke der christlichen Lehre und des christlichen Lebens, an die heilsame Gnade, und wie sie sich für die reiche Gnade Gottes dankbar erzeigen sollen, erinnert werden. Das Christenleben bleibt eben nicht von selbst im Gang, wie eine Maschine, wenn sie einmal in den Stand gesetzt ist, sondern jeder Christ muß täglich von Neuem sich selbst zum Gehorsam, zur Treue erwecken und bedarf auch der Handreichung und Unterstützung seiner Brüder, und eben dazu hat der Herr auch das Bischofsamt geordnet, daß die Gemeinde der Gläubigen durch die öffentliche Lehre und Predigt im Glauben und in der Gottseligkeit erhalten und gefördert werde und daß auch die Einzelnen durch privaten Zuspruch, Ermunterung und Erinnerung willig und tüchtig gemacht werden, in dem angefangenen Wesen fortzufahren und auszuhalten bis an's Ende.

Ein christlicher Bischof soll auch auf die draußen, die noch nicht glauben, sein Augenmerk richten. Jede christliche Gemeinde hat den Beruf, zu wachsen und sich zu vermehren, und ihr Prediger hat den Beruf, dieses Wachsthum zu fördern. Es muß ihm angelegen sein, daß immer mehr, die da glauben und selig werden, hinzugethan werden zu der Gemeinde. Und er findet ja in seinem Amt Gelegenheit genug, auch zu missioniren und Fremden, welche Gott, ihren Heiland, noch nicht kennen, von dem zu sagen, was zu ihrem Frieden dient. Aber er soll nicht vergessen, wie der Apostel gerade auch im Titusbrief, in dem eben erklärten Text, die Fürsorge für die eigene Gemeinde und die Rücksicht auf die Fremden mit einander verbindet. Auch zu dem Zweck soll ein Bischof, wie wir gesehen haben, darauf bedacht sein, daß in seinem Bereich, in seiner Gemeinde und in ihren Häusern und Familien Alles ehrlich, ordentlich und christlich zugehe, damit von den Ungläubigen Gottes Wort nicht gelästert werde, damit der Widerwärtige beschämt werde, wenn er den Christen Böses nachredet, damit der schöne Schmuck christlicher Frömmigkeit und Gottseligkeit denen draußen in die Augen falle und damit auf diese Weise die unwissenden Menschen zum Nachdenken gereizt werden, der Ursache nachforschen, woher es kommt, daß die Christen gute Bürger und Unterthanen, gute Hausväter, tüchtige Arbeiter, friedliche Leute sind, und so durch Gottes Gnade zur Erkenntniß Gottes, des Heilandes, geführt werden. Indem also ein christlicher Prediger zunächst und vor Allem an den ihm befohlenen Seelen treulich arbeitet, daß diese die Lehre Gottes, ihres Heilandes, in allen Stücken zieren, gewinnt er der heilsamen Lehre neue Jünger. Es ist kein Gewinn für das Reich Gottes, ein Prediger richtet nicht aus, was er will, wenn er sich mit denen draußen allzuviel zu schaffen macht und dabei die eigenen Kinder darben oder doch zu kurz kommen läßt, etwa in dem Wahn, die seien nun im Stande, sich selbst zu leiten und zu führen. Nein, eben von den eigenen Kindern werden dann gar manche seiner Zucht, Obhut und Aufsicht, der Zucht des göttlichen Wortes entfallen und durch zuchtlosen Wandel der Welt Aergerniß geben und die Welt abhalten, dem Wort der heilsamen Lehre zuzufallen. Wer über das Haus Gottes als Wächter gesetzt ist, bedenke und versorge am allerersten und auf's allerbeste die eigenen Hausgenossen; eben damit öffnet er das Haus auch den Fremdlingen, die sehen und erkennen, daß hier gut wohnen ist.

Noch einen Punkt wollen wir hier nicht außer Acht lassen. Wenn Paulus den Titus und jeden Bischof anhält, die Alten, die Jungen, die Männer, die Frauen, die Knechte zu ermahnen und zu erinnern, so denkt er an bestimmte Personen, eben an diejenigen Alten, Jungen u. s. w., welche der besonderen Pflege und Obhut gerade dieses Bischofs anvertraut sind, so setzt er voraus, daß jeder Bischof seine Leute, die ihm zugehören, kennt, und daß er Bischof ist einer christlichen Gemeinde, die aus so und so viel christlichen Familien und einzelnen Christen zusammengesetzt ist. Das ist die selbstverständliche Voraussetzung, die Vorbedingung für gedeihliche

Seelsorge, seelsorgerliches Reden, Mahnen, Erinnern, das Vorhandensein einer christlichen Gemeinde, Ortsgemeinde. Heutzutage fehlt freilich vielfach diese Voraussetzung. Wie steht es an vielen Orten in der Christenheit? In den deutschen Kirchen, Landeskirchen ist das, was man christliche Gemeinde nennt, eine unbestimmte Größe. In großen Städten kennt ein Prediger die Wenigsten von denen, die seine Predigt hören, kennt auch die bei Weitem nicht alle, die von seiner Hand das Sacrament empfangen. Sein Zuhörerkreis ist im beständigen Fluß und Wechsel begriffen, die Einen kommen, die Andern gehen. Er predigt dem Publicum, er ist wesentlich nur Missionar, streut den Samen des Worts in eine ihm unbekannte Masse hinein, er ist im Grund nicht Pastor, Hirte einer bestimmten Heerde. Ähnliche Verhältnisse finden sich hier mehrfach in den Sektengemeinden. Da kann von Seelsorge im eigentlichen Sinn des Worts, seelsorgerlichem Aufsehen auf die Einzelnen keine Rede sein. Der Prediger geht etwa nur in etlichen vereinzelter christlichen Familien, welche unter sich keine Verbindung haben, als Hausfreund aus und ein. In den deutschen Landeskirchen fällt die Kirchengemeinde mit der politischen Gemeinde in Eins zusammen. Wer in dem und dem abgegrenzten Gebiet, sei es Dorf, sei es Stadt oder Stadt-district, wohnt, gehört eo ipso zu der betreffenden Kirchengemeinde. Hier zu Lande zählen viele Kirchengemeinden ihre Glieder in der Weise, daß, wer einen jährlichen Beitrag zahlt, als Kirchenglied angesehen wird, er mag glauben und leben, wie er will. Wenn nun aber ein Prediger an solchen Leuten, die nur durch politische Verfassung oder durch Geld an die Gemeinde äußerlich angeschlossen sind, seines Seelsorgeramts warten, diese Leute, also auch offenbare Unchristen, Gottlose, in der von St. Paulus vorgezeichneten Weise zu guten, christlichen Werken ermahnen will, so fördert er in Wahrheit nicht das Christenthum, christliches Wesen und Leben, sondern gewöhnt seine Leute höchstens an eine gewisse äußerliche Kirchlichkeit oder übt im besten Fall eine gewisse Sittenpolizei aus, von welcher das Reich Christi keinen Gewinn hat. Wir sollen Gott danken, daß wir hier zu Lande in unserer lutherischen Kirche geordnete kirchliche Zustände haben. Wir haben hier christliche, lutherische Gemeinden. Unsere Pastoren kennen ihre Gemeinden, wissen, wer dazu gehört, wer nicht, und sie können und sollen alle Glieder ihrer Gemeinden für Christen achten und ansehen. Offenbare Unchristen haben hier nicht ihres Bleibens. Also die Voraussetzung für seelsorgerliche Arbeit ist bei uns, Gott Lob, vorhanden. Das soll uns Lust und Muth machen zur Arbeit. Wahrlich, so sollten wir nicht müde werden, nicht nachlassen im heiligen Dienst, im Aufsehen, Wachen, Ermahnen, Erinnern, damit in unsern christlichen Gemeinden, christlichen Häusern viel Frucht erwachse, die Frucht wahrer Gottseligkeit, Frucht des Geistes, Frucht, welche Samen in sich trägt, welche auch Andern nütze ist zur Besserung, Frucht, die da bleibt in's ewige Leben.

G. St.

(Schluß folgt.)

Zur Geschichte der „vier Punkte“.

Die Geschichte der „vier Punkte“ ist in diesem Jahre ein Kapitel weiter gerückt, und zwar — wenn man von etwaigen Folgen absieht — ohne daß die Lage der Dinge im Council irgend wesentlich verändert wäre, ohne daß irgend eine der Parteien in ihrer Richtung einen Schritt vorwärts oder rückwärts gegangen ist. — Wir haben früher berichtet, daß das New Yorker Ministerium den Pennsylvaniern bei Gelegenheit der vorigen Versammlung der Pennsylvania-Synode Vorstellungen gemacht hat über ihre Praxis hinsichtlich der Kanzelgemeinschaft mit Irrgläubigen, und daß der Bescheid, den man da empfing, wieder recht unbefriedigend war. Das empfand man auch in New York, als Pastor Richter seiner Synode zu Brooklyn Bericht erstattete, und es kam zu ganz energischen Aussprachen, welche dahin gingen, daß man, falls das Council bei seiner nächsten Versammlung nicht befriedigende Erklärungen gäbe, nicht eine klare, entschiedene Sprache führte, die Verbindung mit demselben lösen sollte. Die Art und Weise, wie man in Minneapolis die Austrittserklärung der Michigan-Synode behandelt hat, wurde durch Beschluß gemißbilligt, und Dr. Späth hatte nur geringen Erfolg bei seinem Versuch, die Gemüther zu besänftigen. Auch in der Pittsburg-Synode regte sich im Laufe des Sommers die Unzufriedenheit mit der bestehenden laxen Praxis und wurde von einer beträchtlichen Anzahl der Glieder Protest gegen dieselbe erhoben. So war denn Aussicht vorhanden, daß, wenn nun bei der nächsten Versammlung des Council der Beschluß von Minneapolis zur Ausführung und die Kanzelgemeinschaft auf's Tapet käme, man es mit Leuten würde zu thun bekommen, die wüßten, was sie wollten und sagen würden, was sie dächten, ja, auch vielleicht endlich einmal handeln würden, nach dem ihnen um's Herz wäre, wie man ja letzteres in Minneapolis an den Michiganern erlebt hatte. Unter solchen Umständen war es gewiß an der Zeit, wenn vor dem Zusammentritt der Vertreter, welche die zum Council gehörigen Synoden nach Pittsburg abgeordnet hatten, noch einmal die Materien beleuchtet wurden, um die es sich hier handelte, aber kam auch sehr viel darauf an, wie die, welche sich dieser Aufgabe unterzogen, dabei zu Werke gingen. Klar, deutlich auf die Hauptpunkte insonderheit frisch und frank eingehend und Licht dahin werfend, wo die Unklarheit zu vertreiben war, hätte man in wahrhaft dankenswerther Weise den Verhandlungen vorarbeiten können zur wirklichen Förderung der Sache der Wahrheit. — Aber was geschah? In The Lutheran Church Review erschien im Octoberheft ein ausführlicher Artikel aus der Feder des Chef-Redacteurs Dr. Jacobs mit der Ueberschrift: Some considerations involved in the discussion of the fellowship question. Da waren zuerst die Grundsätze entwickelt, welche hier maßgebend seien, war nachgewiesen, wie aus der Wahrheit, daß Gott auch in irrgläubigen Kirchen noch seine Kinder habe,

nicht zu folgern sei, daß die innere Gemeinschaft der Gläubigen in aller Welt auch durch Kanzel- und Altargemeinschaft zwischen Angehörigen verschiedener Kirchen zum Ausdruck kommen müsse oder dürfe. Dieser theoretiſche Theil der Abhandlung ſchließt mit folgenden Sätzen:

“The principle, therefore, which is here maintained is, that, both for the pulpit and the altar, a religious organization must maintain its confessional tests, or, sooner or later, surrender its existence. No church has the right to admit into her pulpits for ordinary ministrations ministers who, however competent, are not approved and endorsed as those whose faith and doctrine harmonize with her confessions, nor to admit to her altars those whom she has not examined and judged as she does her own children. She herself, and no one else, is to be the judge of those who are to enter either sphere, or her confession sinks to nothing more than what is contained in the common consent of the communions whose ministers and members she acknowledges as competent to minister and be ministered to according to her provisions.”

Diesen Sätzen, wie ſie hier ſtehen, kann gewiß jeder rechtſchaffene Lutheraner von ganzem Herzen mit Freuden beipflichten; dieſelben laſſen einen Ton erklingen, der ſich gegen das Geſtöte des kirchlichen Indifferentismus und Unionismus unſerer Tage in hohem Maße wohlthuend abhebt, und wollte Gott, dieſe Sprache würde auch in anderen Kreiſen, wo man den lutheriſchen Namen trägt, Eingang finden. — Aber ſehr geſtört wird die Freude an dieſen ſchönen Sätzen, wenn man bedenkt, um was es ſich zur Zeit handelt, was Veranlaſſung und Zweck des ganzen Artikels geweſen iſt, und man dabei aufmerkſam wird auf die fatale Beſtimmung: “for ordinary ministrations.” Was in den oben angeführten Sätzen mit mehr Worten geſagt iſt, das iſt ja ſchon in der Galesburger Regel mit weniger Worten geſagt: „Lutheriſche Kanzeln für lutheriſche Prediger allein; lutheriſche Altäre für lutheriſche Communicanten allein“, einer Regel, zu der ein Lutheraner auch mit Freuden Amen! ſagt. Aber wir wiſſen auch, daß zu dieſer Regel, als ſie in Akron aufgeſtellt wurde, Zuſätze gemacht wurden, welche beſagten, daß in der Praxis Ausnahmen zu geſtatten ſeien, und daß die Paſtoren zu entſcheiden hätten, wo im einzelnen Falle eine Ausnahme ſtattfinden könne. Und dieſe Setzung der Ausnahmen war es ja, worüber die New Yorker ſchon 1876 in ihrer eigenen Mitte, beſonders gegen den jetzigen Präſes des Council, Dr. Krotel, einen heftigen Kampf entbrennen ſahen und 1877 ihr herzlichſches Bedauern ausſprachen; dieſe Ausnahmegetzung iſt es auch recht eigentlich, um das es ſich bei den neuſten Vorſtellungen der New Yorker handelte; und da fragt man ſich: was kann Dr. Jacobs wollen mit der Beſtimmung: “for ordinary ministrations”? Soll denn die Regel nicht auch gelten for extraordinary ministrations? Haben wir da nicht wieder mitten in der ſchönen Regel

die leidige Sezung der Ausnahmen? Im Lichte des zweiten Theils der Abhandlung muß leider die Antwort lauten: Ja gewiß. Denn da wird, indem nunmehr von der practischen Anwendung der zuvor dargelegten Grundsätze die Rede ist, eben auch von den Ausnahmen gehandelt, wird der Nachweis versucht, daß man die Berechtigung derselben zugestehen müsse, wird erinnert, daß aus der Strenge der Väter früherer Tage und anderer Verhältnisse nicht die Nothwendigkeit oder Berechtigung gleicher Strenge für unsere Zeit und ihre Verhältnisse abgeleitet werden dürfe; es wird aber nirgends gezeigt, wo Gott in seinem Wort, in dem die Regel begründet ist, die Ausnahmen definirt habe, etwa wie er zum Verbot der Ehescheidung sagt: „Es sei denn um der Hurerei willen“, oder zum Verbot der Vergießung von Menschenblut für die Obrigkeit die Weisung setzt, daß des Mörders Blut durch Menschen solle vergossen werden, während hingegen kein Mensch das Recht hat oder sich anmaßen darf, ein Gebot Gottes weiter zu beschränken, als es Gott selber beschränkt, der das Gebot gegeben hat und keins seiner Gebote von uns will meistern und nach unserm Gefallen oder Gutdünken will alteriren lassen, sei es, daß wir mehr, sei es, daß wir weniger wollten gefordert sein lassen, als er selber fordert. Also: wo setzt Gott in seinem Wort Ausnahmen zu der Galesburger Regel? Möglicherweise und hoffentlich begibt sich Herr Dr. Jacobs in einer Fortsetzung seiner Abhandlung noch an die Beantwortung dieser Frage. In dem bis jetzt veröffentlichten Theil, der als Vorbereitung auf die Verhandlungen in Pittsburg dienen konnte, fehlt sie leider, geht der geehrte Verfasser über das nicht wesentlich hinaus, was im Council längst ausgesprochen war und womit sich die beschwerdeführenden Glieder desselben nicht zufrieden geben wollten und auch nicht zufrieden geben sollten.

Das aber ist es gerade, was man ihnen in Pittsburg wieder zugemuthet hat. Das New Yorker Ministerium hatte, wie wiederholt berichtet, schon im Jahre 1876 die bekannte Erklärung des Präses Krauth, durch welche die Sätze von den Ausnahmen als zur Galesburger Regel gehörig bezeichnet waren, zurückgewiesen und richtete jetzt die Frage an das Council, ob diese Körperschaft solcher Verwerfung jener Entscheidung des Präses beipflichtete. Auf Grund einer Vorlage, welche von einer Committee, bestehend aus Dr. Jacobs, Dr. Weidner und Pastor Belfour, ausgearbeitet war, ging die Versammlung auf die Besprechung der Kanzelgemeinschaft ein. Angenommen wurde der Satz: „Daß nicht alles Predigen auf den Kanzeln Andersgläubiger zu verwerfen sei.“ Besprochen wurden noch folgende Sätze: „Daß kein Predigen zu rechtfertigen ist, außer wo die Thür sich öffnet für ein freies, ungehindertes lutherisches Zeugniß“; und „daß alles Predigen auf den Kanzeln anderer Gemeinschaften zu verwerfen ist, aus welchem Gemeinschaft mit Irrthum und Spaltung, oder wo eine Einschränkung des rückhaltlosen Lehrens des ganzen Rathes Gottes gefolgert werden kann.“ Ob die beiden letzteren Sätze, die wir nach der Fassung des Berichterstatters für „Herold und Zeitschrift“ wiedergeben, angenommen wor-

den sind, geht aus den uns vorliegenden Berichten nicht hervor. Die Verhandlungen schildert der „Lutheran“ als weitschweifig und zerfahren, so daß, was an zwei Vormittagen geredet wurde, von solchen, welche mit dem eigentlichen Punkt vertraut gewesen und bei der Sache geblieben wären, leicht in einer Stunde hätte gesagt werden können; dennoch seien mehrere Mißverständnisse aufgehehlt worden. Wiederum erzählt „Herold und Zeitschrift“ über die Betheiligung des Vorsitzenden, Dr. Krotel, an der Erörterung: „Beinahe die einzige Ausnahme von dieser Regel machte der werthe Vorsitz, der noch kurz vor der Abstimmung seine persönliche Stellung zur Frage darlegte und zwar ganz im Sinne seiner früher öfter gehörten Rundgebungen. Dabei, ob im Eifer der Rede oder mit kühlem Bedacht, wissen wir nicht, ließ er mehrere Aussprüche fallen, welche seine besten Freunde hätten unausgesprochen wünschen mögen, mehr seiner selbst willen als wegen des Concils. Man weiß, daß er in dieser Sache starke Gefühle hegt, man würde es aber nicht wünschen, daß dieselben ihn je zu den dort ausgesprochenen Consequenzen treiben würden.“ — Den New Yorkern aber wurde auf ihre oben mitgetheilte Frage die folgende Antwort:

“Inasmuch as the General Council has never annulled, rescinded or reconsidered the declarations made at Akron, O., in the year 1872, they still remain in all their points and provisions the action and rule of the General Council. The true purport and effect of the action at Galesburg was to add to the declaration at Akron a statement of the true source of the rule, and that in all other respects that declaration in all its points was left unchanged (Eng. Minutes of the General Council, Bethlehem, 1875, pp. 29. 30). The present position is to be understood and interpreted in such a manner, that neither the amendment and further explanation at Galesburg, nor the original action at Akron, be overlooked or ignored, both of which remain in full force, and mutually interpret and supplement one another.”¹⁾ — Das heißt auf die Frage, ob das Council in der Verwerfung jener Entscheidung des Präf. Krauth mit den New Yorkern übereinstimme, mit einem Worte: Nein!

Was werden nun die New Yorker thun? Gott gebe ihnen heiligen Muth, guten Rath und rechte Werke! A. G.

1) Nach der deutschen Fassung in „Herold und Zeitschrift“: „Indem das General-Concil niemals die Erklärung, welche zu Akron, Ohio, in 1872 gemacht wurde, aufgehoben, zurückgenommen oder wiedererwogen hat, so bleibt dieselbe in allen ihren Theilen und Bedingungen die Handlung und Regel des General-Concils. Genauer Zweck und Wirkung der Handlung zu Galesburg aber war es, der Erklärung von Akron die Angabe hinzuzufügen, woher die Regel entnommen sei, und daß in jeder andern Hinsicht die erste Handlung unverändert blieb (siehe Verhandl. zu Bethlehem). Die gegenwärtige Stellung des General-Concils ist also zu verstehen und auszulegen, daß weder die spätere Verbesserung und weitere Erklärung zu Galesburg, noch die ursprüngliche Handlung zu Akron übersehen oder ignoriert werden darf, da beide in voller Kraft bestehen und einander gegenseitig erklären und ergänzen.“

Antikritisches.

Der von Dr. Löber auf der diesjährigen Chemnitzer Pastoralconferenz gehaltene Vortrag ist kürzlich als Broschüre veröffentlicht worden, unter dem Titel: „Die gesicherten Ergebnisse der Bibeldkritik und das von uns verkündigte Gotteswort. Beleuchtet von Dr. Richard Löber, evangelischem Hofprediger und Consistorialrath in Dresden.“ Was den Autor bestimmt hat, seine freie Ansprache nachträglich drucken zu lassen, erklärt er selbst in der „Vorbermerkung“ mit folgenden Worten:

„Die harmlose Ansprache hatte ihren Zweck erreicht, als ihr in einem größeren Kreise eine lebhaft und fruchtbare Verhandlung folgte. Es war daher nicht meine Absicht, sie drucken zu lassen. Sie wird nun doch noch veröffentlicht, um die im Aufe der Bekenntnistreue stehende ‚Chemnitzer Konferenz‘, welche mir das Thema gestellt und meinen Darlegungen zugestimmt hatte, gegen die Vorwürfe zu schützen, die auf Grund übelgerathener Berichte von einigen theologischen Zeitschriften, namentlich von dem Monatsblatt ‚Lehre und Wehre‘ in St. Louis, Mo. (Maiheft 1889), erhoben wurden.

„Daß mir und den Conferenzzmitgliedern grundstürzende Irrthümer zugeschrieben werden, ist gewiß in redlichstem Eifer geschehen, und auch mit den mir persönlich gewidmeten Verunglimpfungen glaubte man ohne Zweifel Gott einen Dienst zu thun. Doch möchte ich die ohnehin beträchtliche Menge theologischer Wahnvorstellungen nicht noch durch erdichtete Irrthümer vermehrt sehen. Von dem, was ich gesprochen, nehme ich nichts zurück; doch wurden nun die Gedanken etwas übersichtlicher gruppirt, auch hier und da durch weitere Ausführung gegen Mißverständnis sichergestellt. Da die Ansprache schon vor einigen Monaten und noch dazu frei gehalten worden, so kam es mir zu Statten, daß bei der freien Reproduction derselben außer meinen eigenen Notizen mehrfache schriftliche Aufzeichnungen benutzt werden konnten.

„Dem Thema entsprechend wollte ich zeigen, daß durch die gesicherten Ergebnisse der Bibeldkritik dem von uns verkündeten Gotteswort nicht die Fundamente entzogen, sondern neue Quellengebiete der heiligen Schrift erschlossen worden sind, welche wir nicht ignoriren können, ohne mit dem von uns verkündeten Gotteswort einem vielleicht klug verdeckten Zustand der Vertrocknung entgegenzugehen.

Dresden, im Juli 1889.

D. Löber.“

Der authentische Text soll den Referenten gegen die Vorwürfe schützen, welche gerade auch „Lehre und Wehre“ im Maiheft 1889 auf Grund „übelgerathener Berichte“ gegen seine Darlegungen erhoben hat. Der von Dr. Löber gegen „Lehre und Wehre“ erhobene Vorwurf falscher, ungerechter Beurtheilung fällt hiernach auf die Berichte zurück, welche in deutschen kirchlichen Zeitblättern über sein Referat veröffentlicht sind und welche der Unterzeichnete bona fide benutzen zu können glaubte, zumal da ein Abdruck des Vortrags ursprünglich gar nicht beabsichtigt und also auch nicht in Aussicht gestellt war. Nun fehlen allerdings in dem vorliegenden Druck solche an-

stößige Sätze, die wir den Berichten der „Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung“, des „Sächsischen Kirchen- und Schulblattes“, des „Bilgers aus Sachsen“ entnommen haben, wie z. B. folgende: „Das Gotteswort ist von dem geschriebenen nicht absolut abhängig.“ „Ebenso- wenig (kommt man vorwärts) mit den 2 Petr. 1, 21. erwähnten, aber nicht nachweisbaren heiligen Männern, noch mit dem bloß für das Alte Testament geltenden *πᾶσα γραφή* (2 Tim. 3, 16.).“ Andere Sätze erscheinen im Zusammenhang des Ganzen etwas anders gefärbt, als in den kurzen Excerpten. Indes wir möchten doch nicht ohne Weiteres diese Differenzen sammt und sonders auf das Schuldconto der Berichterstatter setzen. Diejenigen Pastoren, welche für die genannten drei Blätter über die Chemnitzer Conferenz berichteten, haben sicherlich, wie es Sitte ist und wie der Augenschein lehrt, unabhängig von einander während des Vortrages Dr. Löbers sich Notizen gemacht, und da ist es uns denn fast unerklärlich, daß die Aufzeichnungen aller drei Referenten in derselben Richtung so schief und übel gerathen sein sollten. Keiner von ihnen hatte doch irgendwie ein Interesse daran, dem Vortragenden „Irrthümer anzudichten“. Das „Sächsische Kirchen- und Schulblatt“ berichtet unter Anderem auch dies, daß P. Kaiser-Mue an dem Satz, unser Glaube sei von dem geschriebenen Gotteswort unabhängig, Anstoß genommen und darauf hingewiesen habe, daß man erst durch das Wort zum Glauben gekommen sei, und daß dann Dr. Löber in der Entgegnung geäußert habe: „Es sei einer zum Glauben gekommen durch einen andern, der aus dem Glauben heraus zu ihm geredet habe. Es komme auf die Botschaft des Heils an, nicht auf einen einzelnen Bibelspruch.“ Hat der Berichterstatter des „Kirchen- und Schulblattes“ denn auch diesen Passus der Debatte so gänzlich mißverstanden? Uebrigens hat der Unterzeichnete kürzlich von einem Augen- und Ohrenzeugen, einem Theologen, welcher an der betreffenden Conferenz theilgenommen hat, mündlich sich berichten lassen, derselbe habe mit eigenen Ohren solche und ähnliche Sätze, wie sie in den „übelgerathenen Berichten“ enthalten sind, aus dem Mund des Vortragenden vernommen. Andererseits erscheint es uns ganz erklärlich, daß der Autor des Vortrags bei der nachträglichen Aufzeichnung des mündlich Vorgetragenen manche Härten abgeschliffen hat, zumal er selbst in der „Vorbemerkung“ zugesteht, er habe beim Niederschreiben seine Gedanken hie und da durch weitere Ausführung gegen Mißverständnis sicherzustellen sich bemüht.

Schließlich liegt uns nicht allzuviel daran, darüber in's Reine zu kommen, was auf jener Conferenz in Chemnitz wirklich gesagt wurde, und was nicht. Wir überlassen es Herrn Dr. Löber, die Sache mit den Verfassern der übel gerathenen Berichte auszumachen, und diese mögen sich mit ihm abfinden. Wir nehmen von jenen in Frage gestellten mündlichen Aeußerungen gern Abstand und wollen Dr. Löbers Stellung zur Schrift und zum Wort Gottes nur nach dem beurtheilen, was er selbst als seine

eigentliche Meinung schriftlich kundgegeben und durch Druck veröffentlicht hat. Und wir würden ohne Anstand das im Maiheft dieser Zeitschrift abgegebene Urtheil corrigiren, falls das vorliegende Schriftchen uns überzeugt hätte, daß wir unsrerseits Dr. Löber „erdictete Irrthümer“ beigemessen haben. Das ist aber leider nicht der Fall gewesen.

Es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, eine eigentliche Recension des gedruckten Vortrags nach seinem ganzen Umfang hier folgen zu lassen. Wir reflectiren nur auf die Anschauung des Verfassers von der Schrift und dem Worte Gottes, auf welche sich die Kritik im Maiheft bezog. Was der Autor sonst im hohen Flug der Begeisterung zum Ruhm der heiligen Schrift, von Christo und dem Glauben an Christum sagt, hat ja für uns auch nur dann Werth und gibt sich uns nur dann als Wahrheit, wenn es auf dem rechten Fundament ruht und aus der rechten Quelle fließt. Wenn es mit einem Theologen im kritischen Punkt, in dem Artikel von der Schrift, nicht richtig steht, dann darf er sich nicht beschweren, wenn man fromm und christlich klingende Ausführungen aus seinem Mund, aus seiner Feder verdächtig ansieht. Es fällt nun allerdings nicht ganz leicht, aus dem Löber'schen Vortrag, in welchem die Gedanken sich wunderbar durch einander winden und schlingen, in welchem fast alle Artikel des christlichen Glaubens, fast alle Gebiete des christlichen Lebens flüchtig berührt werden, in welchen so viele zufällige, vom Thema abseits liegende Bemerkungen, Winke und Weisungen eingestreut sind, eine klare, feste theologische Meinung von Schrift und Wort Gottes herauszuschälen. Aber daß Dr. Löber „die heilige Schrift“ und „das von uns verkündigte Gotteswort“ doch wesentlich anders anschaut, als ein einfältiger lutherischer Christ, kann keinem unbefangenen Beurtheiler entgehen.

Löber redet von einer Inspiration als einem Werk des Heiligen Geistes. Er schreibt S. 11: „Wir dürfen annehmen (dürfen? 2 Tim. 3, 16.!), daß der allen Gläubigen verheißene Geist der Wahrheit in denen, welche jene Schriften (die Schriften der Bibel) verfaßten, in besonderer Weise wirksam war.“ Welches aber diese besondere Wirksamkeit des Heiligen Geistes war, die man Inspiration nennt, was der Heilige Geist in den Männern, welche die Schriften der Bibel „verfaßten“, eigentlich wirkte, darüber gibt er keine nähere Auskunft. Jedenfalls nicht das, was die heilige Schrift und die rechtgläubige Kirche lehrt, daß er ihnen alle Gedanken und Worte eingab. Denn er fährt fort: „Aber durch diese Geisteswirkung wurde die menschliche Eigenart nicht zerstört, die Gestaltungskraft der heiligen Schriftsteller nicht aufgehoben.“ Wer behauptet das Erstere? Und was will der zweite Ausdruck besagen? Der Satz S. 19: „Alle gottgewirkte (Wie? θεόπνευστος heißt gottgewirkt?) Schrift ist nützlich zur Lehre“; aber es hat viele von Gottes Geist gewirkte Schriften gegeben, welche in die heilige Sammlung nicht aufgenommen wurden“, hebt den Unterschied zwischen der heiligen Schrift und andern christlichen Schriften,

hebt die Einzigartigkeit der heiligen Schrift wiederum ganz auf. Und wenn Löber die Schrift durchweg als „Urkunde der heiligen Geschichte“ charakterisirt, das Schreckgespenst, als sei sie ein dogmatisches Lehrbuch, bekämpft, die rechte, reine Lehre von der Schrift als „steife Inspirationstheorie“ bespöttelt („Wie man die Reinheit des urkundlichen Gotteswortes durch eine steife Inspirationstheorie sichern will, welche in der heiligen Schrift selbst keinen Halt findet u. s. w.“ S. 28), so gilt Sapiienti sat. Das ist durchaus der Standpunkt der neueren Theologen, welche die Inspiration, welche die heilige Schrift und damit Gottes Wort verwerfen.

Und was ist denn im Sinn Löbers „das von uns verkündigte Gotteswort“? Es ist das „lebendige Zeugniß der Gläubigen“. S. 17. „Durch alle Zeiten sehen wir eine ununterbrochene Reihe lebendiger Zeugen schreiten, von denen Kräfte ausgingen, um den Glauben zu wirken und zu erhalten.“ S. 18. Das klingt schon eigen, daß von lebendigen Zeugen „Kräfte ausgehen“, die den Glauben wirken und erhalten. Es ist aber vielleicht nicht so schlimm gemeint. Denn anderseits hebt Löber hervor, daß wir „uns das lebendige Zeugniß der Gläubigen von dem Zeugniß der Schrift nicht unabhängig denken können“. S. 17. Aber worin besteht nun diese Abhängigkeit, welches ist das Verhältniß des von uns verkündigten Gotteswortes zu dem geschriebenen Wort? Auch hier vermissen wir in dem Vortrag klare Begriffsbestimmung. Nur so viel wird klar, daß Löber die Sache anders ansieht, als die rechtgläubige Kirche. Wir lehren nach der Schrift, daß der Glaube aus der Predigt kommt, das Predigen aber durch das Wort Gottes. Röm. 10, 17. Wir lehren, daß es jetzt, seit der Mund der Propheten und Apostel verstummt ist, für uns nur Ein Wort Gottes gibt, die Schrift der Apostel und Propheten, daß aber freilich dieses Wort der Schrift auch dazu bestimmt ist, daß es mit dem Mund bekannt, gelehrt, gepredigt werde, daß also in der Predigt des göttlichen Worts, wenn sie rechter Art ist, nichts Anderes geschieht, als daß das geschriebene Wort nach seinem rechten Sinn und Verstand, nach der Fülle seines Inhalts den Zuhörern zum Bewußtsein und Verständniß gebracht wird, und daß die Predigt, das mündliche, lebendige Zeugniß der Gläubigen nur deshalb den Glauben wirkt und erhält, weil es das Wort, das geschriebene Wort, den Zuhörern nahebringt, daß also das Wort, das geschriebene Wort, die Schrift und nur die Schrift der Same der Wiedergeburt, Wurzel, Quelle und Mittel des Glaubens ist. Das von uns verkündigte Gotteswort ist demnach in Wahrheit nichts Anderes, als das eine Gotteswort, neben dem es kein zweites gibt, das Wort der Schrift, aber das Wort im Fluß, in Bewegung begriffen, das Wort im Mund lebendiger Zeugen. Wie? ist das auch Löbers Meinung? Offenbar nicht. Er drückt sich zwar auch so aus: „Der Glaube, der in jenen Zeugen lebt, hat in der heiligen Schrift seinen Ursprung und seine Wurzeln“, S. 17, aber betont dann wiederum nur „den Einklang“, in welchem die lebendigen Zeugen „mit den auserwählten Zeugen der schöpfer-

rischen Gründungszeit der Kirche“ stehen. S. 18. Und durchweg stellt er das „von uns verkündigte Gotteswort“ in solcher Weise dem Wort der Schrift gegenüber oder doch neben das Wort der Schrift, daß es als eine selbständige Größe, als ein zweites Gotteswort erscheint. So, wenn er schreibt: „Die, welche im Glauben stehen, sind sich auch darüber klar, daß sie nicht zunächst durch jenen Hinweis auf das geschriebene Wort zum Glauben gekommen sind.“ S. 17. Oder: „Wie die Thatsache der Auferweckung Christi feststeht, obgleich der Schluß des Markus- und Johannesevangeliums von fremder Hand hinzugefügt wurde, so würde es dabei bleiben, daß der Herr unsere Gerechtigkeit ist, auch wenn das Röm. 3, 28. darauf hinweisende Zeugniß als unecht nachgewiesen werden könnte. Denn die ganze heilige Schrift von Anfang bis zu Ende hat zum Inhalt die Gewißheit: Gott hat das Heil der Menschen in seine Hand genommen, und uns kann nur dadurch geholfen werden, daß wir im Glauben die rettende Gotteshand ergreifen. Solche Glaubensgewißheit finden wir bezeugt in allen Zeiten der christlichen Kirche, und auch da, wo man, der Bibel nicht ganz entsprechend, von dem hohlen Nichts des Menschen redete, das durch Gott zur Erfüllung kommen soll, hat man die Gerechtigkeit allein aus dem Glauben bezeugen wollen u. s. w.“ S. 20. Auch an dieser Stelle, wie an manchen andern, ist wohl die Schrift in eine Aussage über das lebendige Zeugniß der Kirche hineingezogen, so daß es scheinen könnte, als habe Löber nur die Schrift, das Eine Gotteswort, im Mund der Kirche, der Gläubigen im Sinn. Aber der Schein trügt, wenn man scharfer zusieht. Wie? Will er wirklich nur dies sagen, daß, wenn wir auch auf den Schluß des Markus- und Johannesevangeliums verzichten (was wir freilich nicht thun), dennoch die Thatsache der Auferstehung feststehe, eben weil wir noch Matthäus und Lucas als Gewährsmänner haben, daß, wenn auch Röm. 3, 28. uns genommen würde, noch viele andere Bibelstellen übrig bleiben, welche die Rechtfertigung aus dem Glauben beweisen? Das wäre doch eine allzu harmlose und nichtsagende Reflexion, welche dazu gar nicht in jenen Zusammenhang paßt, in welchem das subjective Zeugniß, das Erfahrungszeugniß der lebendigen Zeugen, herausgestrichen wird. Nein. Löbers Gedanke ist der, daß die Thatsache der Auferstehung Christi, wie die Wahrheit der Rechtfertigung aus dem Glauben, auch abgesehen von der Schrift, feststehe, durch das einhellige Zeugniß der christlichen Kirche, also die Glaubenserfahrung der Kirche, verbürgt sei. Wenn wir ihm hier Unrecht thun, so wollen wir uns gern durch ihn eines Bessern belehren lassen. Wie? Wagt er wirklich auf die Frage: Was gibt dir die Gewißheit, daß Christus auferstanden ist, daß dein Glaube dich gerecht macht? die Antwort zu geben: Die Schrift, allein die Schrift, nichts Anderes? Dann müßte er freilich auch den Satz S. 20 streichen: „Mit dem Gerede von objectiven Normen ist eben nichts gethan.“ „Das von uns verkündigte Gotteswort“ gibt sich auch nach dem gedruckten Vortrag als ein Product, wenn auch von dem Geist Gottes gewirktes oder

mitgewirktes Product des Menschen, wie auch die Schlußbemerkung beweist, die also beginnt: „Zwar wird das von uns verkündigte Gotteswort unbewußt stets ein individuell beschränktes sein u. s. w.“ Dann aber bleibt das Urtheil in seinem Recht, daß man damit seinen Glauben auf den Sand gebaut hat. Denn wer neben dem Wort der Schrift als dem einzigen Fundament des Glaubens noch ein zweites, davon unterschiedenes Fundament annimmt und darauf, wenn auch nur zum Theil, sein Vertrauen baut, der hat den rechten Grund verloren. Wir wünschen Dr. Löber von Herzen, daß er diesen Grund, der ihm unter den Füßen entschwunden zu sein scheint, wiederfinde!

G. St.

Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Ohio. Aus der Ohio-Synode ist zu berichten, daß deren Blätter sich neuerdings viel mit der objectiven und subjectiven Rechtfertigung und dem Verhältniß des Glaubens zu der letzteren beschäftigen. Wie die Ohioer früher behaupteten, daß Missouri eine Erwählung und ein Seligwerden ohne Glauben lehre, weil wir die Erwählung zur Seligkeit nicht in Ansehung des Glaubens geschehen sein lassen wollten, so meinen sie jetzt oder geben sie doch vor zu meinen, wir hätten die Rechtfertigung durch den Glauben fallen lassen, weil wir lehren und auch in jüngster Zeit ausgesprochen haben, daß bereits alle Menschen in Christi Tod und Auferstehung gerechtfertigt worden sind und daß nunmehr zur Erlangung der Vergebung der Sünden oder der Rechtfertigung nichts mehr nöthig sei, als daß der einzelne Sünder die im Wort des Evangeliums ihm dargebotene und zugesprochene Gerechtigkeit glaube. Es dürfte den ohio'schen Parteiführern mit ihrer Anklage faum ein Ernst sein. Sie rechnen auch wohl kaum darauf, für diese wunderliche Anklage, Missouri habe die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben fallen lassen, Glauben zu finden. Dennoch haben sie von ihrem Standpunkt aus ein Interesse, möglichst laut diese Anklage zu erheben. Es käme ihnen eine Thema-Veränderung sehr erwünscht. Es wäre schon eine Erleichterung der schwierigen Lage, in welcher sie sich befinden, wenn es ihnen gelänge, auch nur zeitweilig die Aufmerksamkeit von ihrem notorischen Fundamentalartikel, daß des Menschen Bekehrung und Seligkeit nicht allein von der Gnade Gottes, sondern auch von dem Verhalten des Menschen abhängig sei, abzulenken. Es dürfte doch die Erkenntniß sich immer weiter Bahn brechen, daß jenes von Ohio aufgestellte Axiom ein Greuel und ein Scandal in der Christenheit sei. Freilich stoßen ja alle Irrlehrer in der sogenannten protestantischen Christenheit consequenterweise das „allein aus Gnaden“ um. Aber Ohio geht weiter. Es leugnet das „allein aus Gnaden“ ganz ausdrücklich, indem es festsetzt, daß des Menschen Bekehrung und Seligkeit nicht allein von der Gnade Gottes, sondern auch von dem Verhalten des Menschen abhängig sei. — Was nun die Lehre von der Rechtfertigung und speciell das Verhältniß des Glaubens zur Rechtfertigung anlangt, so sind die Ohioer vorläufig vollkommen unfähig, dieses Lehrstück mit Frucht zu behandeln. Sie müssen nicht zunächst das Verhältniß des Glaubens zur Rechtfertigung erwägen, sondern den

Glauben selbst, nämlich was sie für Glauben ausgeben, in's Auge fassen. Mit dem Glauben, den sie lehren, haben sie sich von vorneherein eine rechte Lehre von der Rechtfertigung durchaus unmöglich gemacht, mögen sie den Glauben nun vor oder hinter, über oder unter die Rechtfertigung stellen oder in irgend ein anderes Verhältniß zur Rechtfertigung bringen. Da nämlich nach dem ohio'schen Axiom das Gläubigwerden eines Menschen (die Befehrung) nicht allein von der Gnade Gottes, sondern auch vom Verhalten des Menschen abhängig ist, so ist der ohio'sche Glaube ein theilweises Menschenwerk. Wenn daher z. B. Herr Prof. Stellohorn auch der äußeren Form nach richtig von der Rechtfertigung redet, wenn er auch sagt, daß wir „durch den Glauben“, ja, auch „allein durch den Glauben“ gerecht werden, so hat er dabei noch immer, ja gerade dadurch, mitten in der Rechtfertigung, was die Schrift mit dem „allein durch den Glauben“ von derselben ausschließt, nämlich die Werke. Der Glaube selbst ist ihm ja vermöge seiner Lehre von der Entstehung des Glaubens ein theilweises Menschenwerk. Wer daher sich veranlaßt sieht, mit den Ohioern über die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben zu verhandeln, der unterbreche sie, wenn sie sich in Declamationen über das Verhältniß des Glaubens zur Rechtfertigung ergehen, und suche sie zunächst zur rechten Erkenntniß des Begriffes „Glauben“, zu bringen. Sonst wäre alle Arbeit vergeblich. Die Uebereinstimmung wäre bei aller Uebereinstimmung im äußeren Ausdruck nur eine scheinbare. — Was nun die neuesten Alwardt'schen und die Stellohorn'schen Artikel anlangt, so sollen dieselben darthun, daß nicht Missouri, sondern Ohio die im '72er (1.) Synodalconferenz-Bericht bekannte Lehre von der Rechtfertigung vertrete. Man würde die Verabfassung solcher Artikel, wie die in Rede stehenden sind, nicht für möglich halten, wenn man nicht wüßte, daß die fanatische Vertheidigung des Irrthums Herz und Verstand blende und daß dieselben Leute schon in dem letzten Lehrstreit so verwunderliche Dinge geleistet haben. Alwardt selbst will auch seine neueste Leistung mit seiner früheren auf gleiche Linie gestellt wissen. Wie er früher bewiesen habe, daß Missouri im Streit von der Befehrung und Gnadenwahl von dem lutherischen Bekenntniß und seiner eigenen früheren Lehre abgefallen und demnach Ohio die genuine Fortsetzung von Missouri sei, so habe er jetzt dargethan, daß Ohio und nicht Missouri die im '72er Bericht bekannte Lehre von der objectiven und subjectiven Rechtfertigung und vom Verhältniß des Glaubens zur Rechtfertigung führe. Er nimmt sonderlich einige von Prof. Stöckhardt geschriebene Artikel in Anspruch, um an denselben den Abstand zwischen Missouri und dem '72er Bericht zu zeigen. Hier einige Proben der Beweisführung: Prof. Stöckhardt verwirft es, wenn die neueren Theologen von einer bloßen Möglichkeit der Rechtfertigung in dem Sinne reden, als ob durch den Glauben die durch Christum erworbene und in Christi Tod und Auferweckung geschehene Rechtfertigung noch erst vollkommen gemacht werden müßte. Dies bezeichnet Prof. Stellohorn als eine Abweichung von dem '72er Bericht und als eine Leugnung der Nothwendigkeit des Glaubens. Im '72er Bericht aber heißt es ganz ausdrücklich: „Es ist eben nicht bloß eine Rechtfertigung ermöglich, sondern erworben und geschehen“ (S. 61). — Prof. Stellohorn bezeichnet Prof. Stöckhardt's Worte, daß in Christi Tod und Auferweckung oder in der sogenannten objectiven Rechtfertigung alle Menschen thatsächlich (nicht bloß der Möglichkeit nach) gerechtfertigt worden seien, als Irrthum und läßt, um den Irrthum recht in's Licht zu stellen, das „thatsächlich“ doppelt unterstrichen drucken. Nun hat Prof. Stellohorn in der „Kirchenzeitung“ (Nummer vom 1. Aug. d. J.) das böse Wort selber gebraucht. Er schreibt nämlich daselbst: „Diese Auferweckung (Christi) ist die thatsächliche Rechtfertigung Christi als des Stellvertreters und insofern die aller Menschen.“ Prof. Stöckhardt soll eine

Rechtfertigung durch den Glauben gar nicht kennen, während doch der '72er Bericht die subjective Rechtfertigung oder die Rechtfertigung durch den Glauben als die Rechtfertigung bezeichne, welche im kirchlichen Sprachgebrauch schlechthin die Rechtfertigung genannt werde. Prof. Stöckhardt aber sagt ausdrücklich, daß die subjective oder specielle Rechtfertigung, die Rechtfertigung durch den Glauben, sowohl nach dem Sprachgebrauch der Schrift, als auch nach dem Sprachgebrauch der Kirche Rechtfertigung schlechthin genannt werde.¹⁾ — Das ist eine Probe der neuesten Alwardt-Stellhorn'schen Thätigkeit gegen Missouri. Ohio spielt jetzt offenbar die Rolle gegen die Synodalconferenz, welche einst Iowa durchzuführen suchte. Damals (1872) sagte die Synodalconferenz von den Iowaern: „Es gewinnt . . . sehr den Schein, daß sie den ganzen Eifer nur deshalb anwenden, um die Aufmerksamkeit der Kirche von ihren eigenen Schäden abzulenken und die Leute mit den vermeintlichen Schäden anderer Körperschaften derweilen zu beschäftigen. Es ist z. B. durchaus pelagianisch, wenn sie behaupten, daß die letzte Entscheidung bei der Befehrung Sache des Menschen sei (Ohio: „daß die Befehrung und Seligkeit nicht allein von der Gnade Gottes, sondern auch vom Verhalten des Menschen abhängig sei“). Und auch in diesem Handel (von der objectiven und subjectiven Rechtfertigung), obgleich sie sich den Schein der Rechtgläubigkeit geben wollen, gelingt es ihnen doch nicht ganz; denn wenn G. Fritschel behauptet: „Im Evangelio zeige Gott dem Sünder einen Ausweg, der ihn aus Tod und Verdammniß erlösen und die Vergebung der Sünden zuwegebringen kann“, so leugnet er damit, daß die Rechtfertigung durch Christum schon vollbracht und also die vor Gott geltende Gerechtigkeit schon vorhanden sei. (72er Bericht S. 46.)

J. P.

Eine Anklage und eine Verantwortung. Prof. Stellhorn von Columbus meldete in den „Zeitblättern“, daß P. Beer, der Professor der Dogmatik an der Kropfer Anstalt, dem „missourischen Semic Calvinismus“ entschieden zugethan sei. Dies habe er, Stellhorn, in einem Gespräch mit P. Beer, der auf seiner amerikanischen Reise auch in Columbus einen Besuch abstattete, deutlich wahrgenommen. Stellhorn beglückwünschte auch gleichzeitig das Council, daß es mit Kropf, wo ein Mann wie Beer Professor der Dogmatik sei, nichts mehr zu thun haben wolle, und „Herold und Zeitschrift“ druckte aus Interessen, die innerhalb des Council spielen, die Stellhorn'sche Warnung vor dem „missourischen Semic Calvinismus“ des P. Beer nach. Nun hat P. Beer als Antwort auf die Stellhorn'sche Anklage Folgendes in den „Nachrichten aus der lutherischen Kirche Nord-Amerikas“ veröffentlicht: „I. Infolge eines Privatgesprächs, das ich seiner Zeit mit Herrn Professor Stellhorn zu Columbus in Ohio hatte, fand sich der genannte Herr veranlaßt, mich in ziemlich unmotivirter und bissiger Weise öffentlich anzugreifen, des Semic Calvinismus anzuklagen und das Seinige dazu beizutragen, daß die Stimmung gewisser Kreise drüben gegen Kropf auf's neue aufgeheizt würde. „Herold und Zeitschrift“ bemächtigte sich natürlich sofort dieses sehr willkommenen Stoffes und vertiefte die Hezarbeit des Herrn Professors noch ein wenig durch Zusätze, mit welchen es die Wiedergabe begleitete. II. Ich sandte sofort, nachdem ich Kenntniß von diesen Vorgängen erhalten, die nachfolgende Correspondenz an das die Sache Kropf's unterstützende „Lutherische Kirchenblatt“ von Philadelphia-Reading: Mit welchem Rechte Herr Professor Stellhorn den Pastor Beer in Kropf des Semic Calvinismus zeihet, möchte der Angegriffene hiedurch mit ein paar Worten in das rechte Licht stellen, indem er übrigens die Gehässigkeit des Angriffs und die Hezarbeit, welche „Herold und Zeitschrift“ mit der Wiedergabe des betreffen-

1) B. u. W. '89, S. 77. 209.

den Artikels verbindet (Nr. 22 vom 1. Juni d. Js.), auf sich beruhen läßt. Am 6. April d. Js. traf ich Mittags in Columbus und bald darnach bei Herrn Prof. St. ein. Es entwickelte sich rasch ein freundlicher Verkehr mit ihm (desgleichen mit den übrigen Mitgliedern der Fakultät), eine Brüderlichkeit, die bis zu meiner Abreise um 10 Uhr Abends fort dauerte und, so viel ich merken konnte, durch nichts gestört wurde. Wir besprachen natürlich auch den Gegensatz von Ohio und Missouri in der Lehre von der Gnadenwahl. Ich verhehlte nicht, daß ich in diesem Streit die Stellung Missouri's für übereinstimmend mit der Concordienformel (Art. XI.) und also für lutherisch hielte, dagegen diejenige Ohio's für bedenklich nach meiner Kenntniß derselben, und bat, mich genauer zu instruiren, wosern etwa meine Auffassung nicht zuträfe. Darauf wurde mir eine Belehrung von Seiten Prof. St.'s zu Theil, nach deren Beendigung ich äußerte: Ist es so bestellt, dann stehen Sie in der Sache ja den Missouriern gar nicht so fern. Sie halten nur die Ausdrucksweise der Letzteren für bedenklich und möchten eine andere, welche zutreffender wäre, für die zu Grunde liegenden Begriffe, in welchen Sie mit jenen einig sind. Damit verliert dann freilich der Streit seine Schärfe und weittragende Bedeutung. Es fragt sich dann nur, ob die Terminologie der Missourier mit der historisch hergebrachten übereinstimmt, und wenn das, ob nicht die von ihnen in Uebereinstimmung mit der Concordienformel gebrauchte Terminologie besserungsbedürftig erscheint oder nicht. Es ist also der Streit dann in der Hauptsache eine Logomachie (ein Wortstreit), der immerhin wichtig genug, doch seiner Art nach nur formeller Natur ist. Herr Prof. St. erwiderte: Ganz so ist es doch nicht; denn im Verfolg des Streits ist an einem Punkte auch eine sachliche Differenz deutlich herausgetreten: Die Missourier nämlich lehren, daß es nur zwei Stände im zeitlichen Leben des Christen gibt, einen vor und einen nach der Bekehrung, und fassen demnach die Bekehrung als ein Moment, welches jene beiden Stände scheidet — wir dagegen lehren, daß die Bekehrung (NB. die sogenannte „große Bekehrung“ war gemeint) ein gewisse Zeit in Anspruch nehmender Proceß und also zwischen jene beiden Stände noch ein dritter, ein Stand in der Bekehrung einzuschieben ist. Ich entgegnete: Dann freilich ist die Entscheidung darüber, wer von Ihnen beiden lutherisch lehrt, leicht. Lesen Sie nur den Anfang des Artikels II. der Concordienformel (Müller, S. 523), so finden Sie, daß diese Bekenntnißschrift von einem neben jene beiden Stände selbständig zu setzenden dritten Stande in der Bekehrung nichts weiß, ja ihn geradezu ausschließt. Wenn dies also den Nerv der Sache trifft, so ist der Streit entschieden: die Missourier lehren lutherisch, Sie nicht. Soweit unsre Besprechung nicht dem Wortlaute, aber dem hauptsächlichsten Inhalte nach. Erlaubt sei mir schließlich noch eine Bitte an die lutherischen Brüder in Amerika. Man höre doch auf, allen denjenigen das Stigma „missourisch“ anzuhängen, die finden, daß die Missourier in der Neuzeit sich große Verdienste um die lutherische Orthodoxie vor andern erworben, namentlich wieder herausgestellt haben, was Artikel XI. der Concordienformel von der Gnadenwahl lehrt. Wohin muß das gegentheilige Verfahren führen? — Entweder dahin, daß man eine lutherische Lehre nicht mehr sich aneignen darf, weil Missouri sie führt, oder dahin, daß die reinsten Bekenner der lutherischen Lehre den Charakter „lutherisch“ mit demjenigen „missourisch“ vertauschen. Beide Male würde aber ganz im Gegentheile von dem, was man beabsichtigt, der Missourisynode eine Bedeutung beigelegt, die ihr nimmermehr zukommt, und die sie selbst ebenso gewiß ablehnen muß, wie sie lutherisch zu bleiben gesonnen ist. Kropp, den 11. Juni 1889. Beer, P. III. So sehr das „Kirchenblatt“ anerkennen mußte, daß meine Entgegnung sachlich und friedlich gehalten sei, beanstandete es doch die Aufnahme derselben. Warum? Weil im

„freien“ Amerika unter den Freunden Kropf's manche wären, die einen freien Ausdruck meiner Lehrüberzeugung nicht hinnehmen würden, ohne daß ihre Sympathieen für unsre Anstalt sich beträchtlich ermäßigten. Es blieb mir nichts Andres übrig, als das eingesandte Manuscript mir zurückzuerbitten; und letzteres geschah der Kürze wegen durch eine Notiz des Brieffastens im Kropfer „Kirchlicher Anzeiger“.

II. Ausland.

Aus Sachsen. „In Herrnhut wurde am 18. August das Missionsfest begangen, wobei Missionsdirector Burthardt einen Ueberblick über die verschiedenen Missionsgebiete der Brüdergemeinde gab. Nach dem Bericht beliefen sich die Einnahmen im letzten Jahre auf 390,006 Mark und die Ausgaben auf 388,046 Mark, mithin ist ein Ueberschuß von 1960 Mark zu verzeichnen. Es befanden sich zusammen auf 111 Plätzen mit 22 Nebenstationen in 18 Provinzen 343 Missionsgeschwister (181 Brüder, 162 Schwestern), 7 Personen mehr als im letzten Jahre. Zurückgeführt oder aus dem Dienst getreten sind 12 Personen, 6 Brüder und 6 Schwestern, gestorben 1 Bruder und 3 Schwestern. Dahin berufen waren 23 Personen, 13 Brüder und 10 Schwestern. Während vor zehn Jahren (1879) die in Pflege stehenden Eingeborenen sich auf 73,170 Personen beliefen, sind dieselben jetzt auf 84,201 Personen, also um 11,000 Personen gestiegen. Aus den 96 Stationen im Jahre 1879 sind 109 geworden; nur 16 Geschwister sind seit diesen zehn Jahren heimgegangen.“

(M. E. L. R.)

Aus Preußen. Die Augustconferenz, die Vereinigung der sogenannten Luthcraner in der Union, tagte vom 27. bis 29. August d. J. in Berlin. Der Hauptvortrag, von P. Gensichen, zeigte den Widerspruch zwischen dem lutherischen Bekenntniß und der Ritschl'schen Theologie auf. Das ist eine sehr billige Polemik, so lange man mit den Ritschl's im eigenen Lager, wie Prof. Harnack und vielen Andern, auf friedlichem Fuße steht. Lebhafteste Zustimmung fand die Auseinandersetzung des bekannten Herrn v. Kleist-Nezow über die Selbständigkeitsbestrebungen der Kirche, in welcher die Dotationsfrage die Hauptrolle spielte. Darüber berichtet die Luthardt'sche „Kirchenzeitung“: „Einen ausgezeichneten Beitrag zu der am Vormittag behandelten Frage brachte am Nachmittag noch Wirkl. Geh. Rath v. Kleist-Nezow in seinem Vortrage über ‚Die kirchlichen Selbständigkeitsbestrebungen im Lichte der seitherigen Erfahrungen auf dem kirchenpolitischen Gebiete‘. Der Vortragende ging auf das Verfahren des Ministeriums gelegentlich der Berufung des Prof. Harnack trotz der Ablehnung des Ev. D.-R.-Raths und auf die moderne Theologie ein, um als nothwendig zu erweisen, daß die nächste Generalsynode, da ihre früheren Anträge an den Ev. D.-R.-Rath vergeblich gewesen seien, den Kaiser direct zu bitten habe, den entsprechenden Organen der Kirche eine ausgedehntere und wirksamere Theilnahme an der Berufung der Professoren der Theologie zu gewähren. Er erneuerte unter voller Zustimmung der Conferenz das Verlangen der kirchlichen Versammlung vom 26. April 1887 nach Beseitigung der Zustimmung des Landtags und des Staatsministeriums zu Kirchengesetzen und begründete auf's neue die Nothwendigkeit der Selbständigkeit der Kirche im Interesse ihrer Weiterentwicklung, im Interesse des Staats und im Interesse der evangelischen Bevölkerung, reichen wie armen Standes. Dankbar erkannte der Redner an, was der Staat in den letzten zwei Jahren zur Dotirung der Kirche neu dargeboten habe: die Rente von 800,000 Mk. für die neue Relictenkasse. Wir erfuhren, daß der Staat die Erhöhung seines früheren Angebots von 450,000 Mk. auf 800,000 Mk. zur Abfindung für die Verpflichtungen der Allgemeinen Wittwen-Verpflegungsanstalt in Rücksicht auf den

Erlaß der Beiträge der Staatsbeamten habe eintreten lassen. Allerdings betrug die Zahl der aus der Anstalt gezahlten Wittwenpensionen ungefähr 785,000 Mk.; aber ob es dann nicht richtig gewesen wäre, den Geistlichen einen Theil der Beiträge anzurechnen oder zu erlassen? Für die Gewährungen des Staats zur Erhöhung des Dienst Einkommens der Geistlichen beehrte der Referent die Genehmigung des bezüglichen Kirchengesetzes. Wir erfuhren weiter, daß es die Absicht des Staates ist, behufs Auflösung der Stolgebühren einen allerdings sehr geringfügigen Beitrag zu leisten, der etwa den Leistungen der beiden untersten Steuerstufen entspricht. Die Bewilligungen für das Vicariat wünschte der Vortragende erweitert und ferner die Begründung eines Predigersseminars in jeder Provinz, ferner die Ausstattung und Vermehrung der Generalsuperintendenten. Während ein Erzbischof, abgesehen von hohen Foundationen, 36,000 Mk., ein Bischof 24,000 Mk. Staatsgehalt erhalten, müssen die Generalsuperintendenten meistens noch ein beschwerliches Pfarramt verwalten und erhalten für ihre regimentlichen Functionen nur etwa 2400 Mk., im allein stehenden Amte aber nur 9000 Mk., der ehemalige evangelische Landesbischof in Nassau nur 750 Mk. Der Redner beehrte endlich als geringste Forderung die Gewährung von jährlich 1 Million Mark auf zehn Jahre zum Bau von 30 evangelischen Kirchen und zur Begründung evangelischer Parochien in Berlin.“ Diese „Lutheraner“ arbeiten nur an dem Bau der „evangelischen“ Landeskirche. Den Protest gegen die Union haben sie längst aufgegeben. So ist's Wahnmuth sonder Gleichen, wenn sie sich zurufen: „Die Zukunft, nämlich in Preußen, gehört nicht der Ritschl'schen Theologie, sondern dem lutherischen Bekenntniß.“ G. St.

Kirchensteuer. Zur Einziehung der Kirchensteuer in Berlin sind die einleitenden Schritte durch Gen.-Sup. Dr. Brückner gethan worden. Das Verzeichniß der steuerpflichtigen Einwohner ist aufgestellt, die Heberolle soll demnächst ausliegen. Die Berliner Stadtverordnetenversammlung hat bekanntlich für das nächste Jahr die Erhebung der Kirchensteuer durch die städtischen Steuerbeamten abgelehnt.

„Positive Union“ und „lutherische Vereine“. Ueber die Existenzberechtigung der „lutherischen Vereine“ neben der Partei der „positiven Union“ innerhalb der unirten Landeskirchen hat sich ein P. Pieroth auf der Provincial-Conferenz des lutherischen Vereins der Provinz Brandenburg so ausgesprochen: „Wenn wir (die lutherischen Vereine) nicht, wie uns oft gerathen worden ist, uns mit der Partei der positiven Union verschmelzen und in ihr aufgehen, so ist das nicht Eigensinn oder Rechthaberei, sondern das Bewußtsein unsrer Pflicht. Die confessionell-lutherische Partei und besonders die lutherischen Vereine haben ihre ganz bestimmte Aufgabe. So vieles wir mit den Brüdern von der positiven Union gemeinsam haben, und so weit sich dieselben uns auch genähert haben, ein Scheidepunkt ist doch da, dessen wir uns immer bewußt bleiben müssen. Das ist ihre und unsre Stellung zur lutherischen Kirche. Diese lutherische Kirche, die Kirche des reinen Wortes und Sacraments ist uns die una sancta.“ (Wenn P. Pieroth weiß, was una sancta als kirchlicher terminus besagt, so spricht er im Vorstehenden eine von allen treuen Lutheranern stets verworfene Irrlehre aus. So beständig nämlich die Lutheraner daran festhalten, daß die dermalen ev.-lutherisch genannte Kirche die einzige rechte lutherische Kirche sei, so entschieden weisen sie es zurück, daß die lutherische Kirche die una sancta sei, oder, was dasselbe ist, alle Gläubigen, die es gibt, in sich befaße. Wahre Lutheraner bekennen vielmehr, daß die una sancta sich weit über die engen Grenzen der lutherischen Kirche hinaus erstreckt und überall dort zu finden sei, wo noch wesentliche Stücke des Evangeliums vorhanden sind.¹⁾ P. Pieroth fährt fort:)

1) Vgl. Walther, die ev.-luth. Kirche die wahre sichtbare Kirche etc. S. 54 ff.

„Sie (die lutherische Kirche) besteht innerhalb der Landeskirche“ (also unter un-ir-tem Kirchendach!), „sie ist überall da, wo lutherische Gemeinden sind, in welchen Wort und Sacrament recht verkündigt und verwaltet werden. Das gute Recht unsrer lutherischen Kirche in der Union und trotz der Union geltend zu machen und trotz allen Widerstandes, passiven oder activen, zur Geltung zu bringen, das ist statutengemäß die Aufgabe der lutherischen Vereine. Die Männer der positiven Union kennen wohl ein lutherisches Bekenntniß, aber von einer lutherischen Kirche und der Anerkennung ihres Rechts im Rahmen der Landeskirche wollen sie nicht viel wissen. Für sie gibt es nur eine evangelische Kirche. Die Nothe und Bedrängnisse, durch welche unsre Landeskirche in den letzten 15 Jahren hindurch mußte, haben aus der Union die positive Union herausgeboren. Diese ist uns immer näher gerückt. Jetzt ist sie die stärkste Partei und hat das Kirchenregiment auf ihrer Seite. Darin liegt die große Bedeutung ihrer Partei, darin aber auch eine Gefahr. In bewegten Zeiten ist das ‚positiv‘ stark und immer stärker betont worden, kommen Zeiten der Ruhe, so wird das ‚Union‘ mehr zur Betonung gelangen. Bei solcher Stellung zum Kirchenregiment geht nicht selten der klare Blick und die Unabhängigkeit verloren, die auch ein Mal ‚nein‘ sagen kann. Der Gedanke: ‚Dies oder das ist jetzt nicht opportun, es bereitet dem Kirchenregiment Verlegenheit oder: habt nur Vertrauen und Geduld, es wird Alles schon kommen‘, der ist sehr verlockend für Viele. Und freilich ist es keine Freude, um des Gewissens willen vorgeschlagenen Maßregeln des Kirchenregiments entgegen treten zu müssen oder Forderungen zu stellen, die nicht opportun sind. Viel bequemer und dem alten Menschen angenehmer ist es, sich sagen zu dürfen, du darfst ja nur gehorchen, das Kirchenregiment ist ja auf dem rechten Wege. Wir Lutheraner haben ein festes Fundament unter den Füßen in unsrem Bekenntniß. Das ist zugleich die Nicht-schnur unsres Urtheils und Handelns.“ (Es sollte wenigstens so sein! Aber dann wäre es mit dem Wohnen unter dem unirten Kirchendach bald vorbei.) „Wenn wir darauf stehen, so können wir den Brüdern von der positiven Union die Hand weit entgegenstrecken, nicht, um von unsrem Felsen herabzusteigen, sondern um sie noch weiter zu uns heran zu ziehen, als sie schon sind. Die lutherischen Vereine haben in der gemeinsamen Arbeit die Aufgabe des Gewissens erhalten, das auch zur rechten Zeit vor falschen Wegen warnen soll. In unsrer Zeit grassirt die ansteckende Krankheit des Opportunismus in der Kirche, dadurch manchem der Mund geschlossen wird. Hüten wir uns vor dieser Krankheit, die gewöhnlich mit falscher Vertrauensseligkeit zusammen auftritt; zu derselben haben wir auch wenig Veranlassung, denn wir Lutheraner sind doch durch allzu große Freundlichkeit von oben her nicht gerade verwöhnt.“ Weiter bezeichnet P. Pieroth es als eine Aufgabe der „lutherischen Vereine“, dahin zu wirken, „daß der an manchen Stellen so enge und drückende Rock der Verfassung für die Kirche passender gemacht werde“. Durch Verfassungsveränderung habe die Kirche „in den Synoden einen Mund bekommen“. Die lutherischen Vereine hätten nun dafür zu sorgen, „daß dieser Mund das lutherische Bekenntniß ausspreche“. Sodann dürften sie die Freiheit und Selbständigkeit der Kirche nicht aus den Augen verlieren, „denn nur in einer selbständigen Kirche wird das Bekenntniß voll zur Geltung kommen“. „Es ist ein Uebelstand, der je länger je mehr als Nothstand sich geltend macht, daß die Kirche ihre höheren Beamten nicht allein, nicht selbst wählt und einsetzt, sondern bei Einsetzung derselben durch den Staat nicht einmal entscheidend widerstreben kann. Und noch viel tiefer schneidet diese Staatsfessel ein in das Leben der Kirche bei Besetzung der theologischen Professuren. Jener Fall Harnack ist geradezu ein Schlag in's Gesicht unsere Kirche. Was nützt uns die Verfassung, was bedeuten die Syno-

den, wenn der staatliche Cultusminister mit einem Federstrich alle Arbeit vergebens machen kann, was helfen alle Klagen, Bitten und Forderungen der Kirche, wenn sie so gestellt ist, daß sie gegen den Willen des Ministers ihre Bitten und Klagen nicht zum Thron des summus patronus gelangen lassen kann!" (Auch mit Letzterem wäre der Kirche wenig gedient.) „Und heißt es nicht geradezu das Fundament der Kirche untergraben, wenn sie nicht einmal Einspruch thun darf gegen solche Professoren, welche der Kirchenlehre geradezu Hohn sprechen? Auch das Verhalten der Staatsregierung gegen die Beschlüsse der Generalsynode in Bezug auf § 14 ist Zeugniß für die traurige Gebundenheit unsrer Kirche.“ Was den Kampf gegen Rom anlangt, so bezeichnet P. Pieroth 'als die Aufgabe der lutherischen Vereine: „Die lutherischen Vereine haben den Kampf gegen Rom mit allem Ernst zu führen; aber nur mit der Waffe des Evangeliums, der einzigen, die gegen Rom etwas ausgerichtet. Was Dr. Luther in den Schmalkaldischen Artikeln ausgesprochen hat gegen Rom, das gilt noch heute.“ Das sind ja zum Theil treffliche Grundsätze. Aber wenn der Befürworter derselben sagt: „Wir dürfen nicht müde werden im Bitten und Fordern, das gute Recht unserer lutherischen Kirche geltend zu machen“ und dabei an ein Bitten und Fordern vor Staat und staatskirchlichen Behörden denkt, so ist damit gar wenig Aussicht auf Erfüllung der Bitten 2c. vorhanden. Freilich sollten ja Staat und staatskirchliche Behörden so vernünftig sein, die Kirche aus der für beide Theile so schädlichen Umarmung freizugeben. Aber sie werden dies, wie am Tage ist, nicht thun. Da sollte die Kirche und sonderlich die lutherischen Vereine „vernünftig“ sein. Sie sollten die Christen über ihre Christenrechte belehren und zum Gebrauch derselben auffordern. Dann macht sich die Loslösung der Kirche vom Staat ganz von selbst.

F. P.

Ueber die Vorbereitung auf das Pfarramt innerhalb der Staatskirchen hat sich bei der diesjährigen Augustconferenz Sup. Möhler-Trachenberg wie folgt ausgesprochen: „Wie kommen sie (die Pastoren) in's Amt? Meist ohne jede Kenntniß der Amtspflichten, nicht fähig eine Versammlung zu leiten, eine Registratur zu führen, Kassen zu verwalten; mehr: ohne Übung im Predigen, ohne liturgische Schulung, ungeübt im Katechisiren, dazu oft mit studentischen Mäuren; noch schlimmer: oft ohne Glauben, mit Zweifeln ringend. Auf die Bekenntnisschriften werden sie verpflichtet, aber sie haben auf den Universitäten den Glauben oft nicht gehört. Aber die Consistorien haben ihnen auf Grund der geschichtlich überkommenen Bestimmungen nach bestandnem Examen das Wahlsfähigkeitszeugniß geben müssen. Das Kirchenregiment ist nicht schuld, sondern die bisherige geschichtliche Entwicklung. Die Kirche wird Einfluß auf die Besetzung der Professuren an den theologischen Fakultäten bekommen müssen. Zwar sollen die jungen Geistlichen die Zweifel kennen lernen, aber nicht dafür gewonnen werden. Die Kirche darf offenbar in Zweifeln Befangenen das Lehramt nicht anvertrauen. Sonst profitirt Rom, indem es die von dem Pastor Unbefriedigten zu sich zieht. Wir brauchen deshalb noch ein Zwischenstadium zwischen dem Examen und dem Amtsantritt, in welchem die Candidaten wie die jungen Juristen bei einem tüchtigen Pastor und bei einem Superintendenten arbeiten und in alle Zweige des Amtes praktisch eingeführt werden und wofür die Candidatenbildner verantwortlich sein müssen. Wir brauchen einen Aufenthalt in einem von einem tüchtigen Theologen geleiteten Seminar, wo sie die Kirchenlehre hören. Wenn sie sich theologisch bewährt haben, mögen sie das zweite Examen machen, wenn sie praktisch und moralisch sich bewährt, mögen sie die Anstellungsbefugniß erhalten. Wir würden manche traurige Erfahrung nicht zu machen haben, wenn diese Vorbereitungs- und Prüfungszeit eingeführt wäre. Nun, man plant ja ähnliche Wege. Es wird aber sehr

von der Ausführung abhängen, ob sie practicabel werden. Jedenfalls dürfen die Convictsdirectoren nicht staatlich angestellt werden. Sonst wird die Gefahr noch größer und der Minister dictirt der Kirche die herrschende Richtung.“ So weit Superintendent Köhler. Da wäre man ja in Deutschland so ziemlich bei den allerprimitivsten americanischen Anfangszuständen angelangt. Ehe man in gewissen Kreisen in America theologische Anstalten hatte, gingen die jungen Leute, welche Pastoren werden wollten, bei einem älteren Pastor auf einige Jahre „in die Lehre“, um dann nach einem Examen, etwa vor einer Conferenz, in ein Pfarramt einzutreten. In Deutschland hat man freilich hochberühmte theologische Schulen, und zwar in voller Thätigkeit, aber es gelingt denselben nicht — Theologen zu bilden, das heißt, Leute, welche im Stande wären, durch die Predigt des Wortes Gottes Menschen zum Glauben an Christum und zur Seligkeit zu führen. Wollen junge Leute hierzu befähigt werden, dann müssen sie erst noch bei einem praktischen Pastor in die Lehre gehen. Es drängt sich immer wieder die Frage auf: Wozu find eigentlich die deutschländischen theologischen Facultäten in der Welt? F. P.

Ein starkes kirchliches Kirchenregiment an Stelle des staatlichen wünschte Sup. Köhler der evangelischen Kirche bei der Augustconferenz. Er sagte u. A.: „Da die Consistorien als Bureaubehörden die nöthige persönliche machtvolle Leitung der Kirche ihrer Geschäftsordnung gemäß nicht führen können, die Provinzial- und Generalsynode und die oberste Instanz, der Oberkirchenrath, schon ihrer Idee nach erst recht nicht, so ist allerdings das traurige Ergebniß meiner Betrachtung, daß unsere evangelisch-lutherische Kirche, wenn die jetzige staatliche Reglementirung in Kraft bleibt, den gefährdeten Einfluß auf das Volk schwerlich ganz wird wieder erringen können, aber wie ersichtlich ohne ihre Schuld. (?) Damit ist aber auch unsere Stellung im Kampfe wider Rom eine äußerst schwierige. Diese Kirche, die ein verstümmeltes Sacrament hat, die Gottes Wort hundertfach widerspricht, der wir durch unsere lutherische Lehre weit, weit überlegen sind, wird uns gefährlich einfach durch ihre kluge Taktik, durch ihr straffes kirchliches Regiment. Wir sind wie eine in viele, oft in sich uneinige getrennte Heerhaufen zersplitterte Armee gegenüber einem einheitlich und klug geleiteten, durch keine Rücksichtnahme gehemmten Heere. Wir bedürfen also unstreitig, wenn wir nicht wie jetzt partielle, sondern durchschlagende Erfolge auf der ganzen Linie gegen Rom erringen wollen — das heißt, wenn wir wirklich evangelisches geistliches Leben wieder in alle Gemeinden bringen wollen — einer Ausbildung unserer Kirchenverfassung im freiheitlichen Sinne. Wir bedürfen des Ersatzes der büreaukratischen Kirchenleitung durch persönliche. Leben wollen wir haben, und Leben geht nur aus von lebendigen, geisterfüllten Persönlichkeiten, die von Person zu Person anregend, corrigirend, zündend wirken. Diese Personen müssen Macht haben, damit ihre Weisungen Nachdruck erhalten und so jedes Rad im kirchlichen Organismus wirklich seine Schuldigkeit thue. Dann, aber nur dann wird die Kirche ihre Kräfte auspielen, dann, aber nur dann wird sie für die Mängel in sich verantwortlich gemacht werden können. Dann hat sie Freiheit der Action, jetzt hat sie gebundene Hände.“ So weit Sup. Köhler. Wenn die Kirche selber ein „kirchlicher Organismus“ wäre, so wäre wohl in der von Sup. Köhler angedeuteten Richtung das Mittel, der Kirche aufzuhelfen, gefunden. Weil aber die Kirche die Gemeinde der Gläubigen ist, so wird, wenn auch an Stelle des staatlichen ein kirchliches Kirchenregiment tritt, so ziemlich alles beim Alten bleiben, falls eben nur ein Wechsel im Regiment der Kirche eintritt. Das ganze Pastorenmaterial müßte durchschnittlich ein anderes werden. Die Pastoren müßten aufhören, ein nach Vernunftgedanken zugeschnittenes Christenthum zu predigen, und wieder anfangen, das einfache, lautere Evangelium zu verkündigen. Dies setzt aber wiederum

ein ganz anderes Professorenmaterial voraus. — Sehr wunderbar erscheint, wie Sup. Köhler sich die Befreiung der Kirche aus den Staatsfesseln denkt. Er verhehlt sich nicht, daß die Aussichten dafür unter den gegenwärtigen Verhältnissen sehr trübe seien. Das gegenwärtige Kirchenregiment, die Staatsregierung, viele Glieder innerhalb der Kirche seien gegen die Aenderung des status quo. Seine Hoffnung steht darauf, daß — die römische Kirche in ihren Forderungen immer frecher werden und so eine Reaction durch die „kräftigen Zöllern“ herbeiführen wird. Köhler sagt wörtlich: „Die römische Kirche wird durch die Maßlosigkeit ihrer Forderungen bald unbequem werden. Es kann sein, daß sie ein gut Stück vorwärts kommt. Aber das ist bei unsern kräftigen Zöllern vorherzusehen: der Rückschlag wird nicht warten lassen. Wenn Rom seine Macht fühlen lassen wird, wie es immer gethan, wenn die Presse katholisiert ist, wie man jetzt anstrebt, wenn der confessionelle Gegensatz auf's Aeußerste geschürt sein wird, wenn alle Evangelischen sich als Ketzer behandelt fühlen werden, — dann wird auch über die vertrauenseligsten protestantischen Kreise die Erkenntniß kommen, daß die bisherige Zerfahrenheit, wo Jeder für sich fromm war, ohne an die Kirche, die Trägerin der Wahrheit, zu denken, ein falscher Standpunkt war, daß die christliche Liebe auch kirchliche Pflichten gebietet. Dann wird durch die Evangelischen Deutschlands der Ruf nach einer starken Kirchengemeinschaft gehen, welche die Einzelnen zusammenhält und schützt wider Rom, und dann wird die evangelisch-lutherische Kirche ihre Freiheit erhalten. Die Evangelischen sind die Träger des deutschen Gedankens, die Katholiken, soweit sie ultramontan denken, viel weniger. Als protestantische Vormacht ist das Haus Brandenburg-Hohenzollern zur Kaiserkrone Deutschlands gekommen; wenn es auf eine starke evangelische Kirche sich stützen kann, ist es sicher gegründet. Nur die starke evangelische Kirche ist für den Staat ein festes Bollwerk wider die Uebergriffe Roms. Wir haben großes Zutrauen, starke Hoffnung, daß unsere preussische Landeskirche die ihr nöthige Freiheit bekommen wird.“ Daß man die Christen durch Belehrung aus Gottes Wort, nämlich durch Belehrung über ihre ihnen von Christo verliehenen, vom Staate ihnen geraubten Christenrechte von den Fesseln des Staates befreien könne und solle, daran scheint Sup. Köhler gar nicht zu denken.

F. P.

Mißbrauch der Schrift. „In Bayreuth wurde dem verstorbenen Richard Wagner, dem Sänger des ‚Wahns‘, eine Huldigung dargebracht, die allen denen, welche auch die Kunst und die Künstler den Geboten Gottes unterstellen, und deshalb gegen Wagner und seine (besonders späteren) Werke schwere sittliche Bedenken haben, jedenfalls zu sehr ernstlichen Gedanken Anlaß gibt. Im Auftrage Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm wurde ein großer Kranz mit schwarz-weißer Schleife auf das Grab des Künstlers gelegt. Auf der Schleife stand zu lesen: ‚Dem Meister‘ und darunter Offenb. 3, 1.: ‚Ich weiß deine Werke, denn du hast den Namen, daß du lebst und bist todt.‘ Dies erschütternde Bußwort an den Engel der Gemeinde zu Sardes, welches von einer sittlichen Hohlheit trotz des Ruhmes bei den Menschen redet, ist hier als Lobpreis eines Menschen verwandt und soll bedeuten, daß Wagners Name und Werke seinen Tod überleben. Das soll es bedeuten, aber — welch Wunder ist es doch um Gottes Wort! Es ist lebendig und kräftig und schärfer denn kein zweischneidig Schwert. Es sagt immer die Wahrheit.“ (P. a. S.)

Aus den Ostseeprovinzen. „Auf Anordnung der livländischen Commission für städtische Angelegenheiten ist aus dem Budget der Stadt Riga der Posten ‚Ausgaben für den Unterhalt der evangelischen Geistlichkeit und der evangelischen Kirchen‘ gestrichen worden. Das Consistorium hat sich beschwerdeführend an den Senat in Petersburg gewandt, aber ohne Erfolg. — Neuerdings wurden in Riga zwei luther-

rische Geistliche ohne vorherige gerichtliche Untersuchung in's Innere abgeführt. Dieselben hatten von der Kanzel die Gemeindeglieder aufgefordert, dem angestammten lutherischen Glauben treu zu bleiben. — In Reval hat sich ein Committee zum Bau einer russischen Kirche in dieser Stadt gebildet und erläßt einen Aufruf um Beiträge. Man hofft durch Errichtung der Kirche der Stadt einen russischen Anstrich zu geben.“
(M. E. L. R.)

Freireligiöse Gemeinden. „In verschiedenen Städten (Deutschlands) befinden sich freireligiöse Gemeinden, welche sich größtentheils freisinniger Leitung erfreuen. Wie es mit diesen Gemeinden beschaffen zu sein pflegt, zeigt in besonders schlagender Weise das Beispiel der freireligiösen Gemeinde in Berlin, die bei dem offenen Bekenntniß zur völligen Glaubens- und Religionslosigkeit angelangt ist. In der letzten Generalversammlung dieser Gemeinde erklärte der ‚Religionslehrer‘ Kunert, die Gemeinde sei eigentlich gar keine religiöse mehr; ihre Mitglieder seien Socialdemokraten und Atheisten. Das sind also nicht zu trennende Begriffe. Die Gemeinde sei weiter nichts als ein großer Volksbildungsverein. Es wäre vielleicht recht gut und lehrreich, hier einmal auf den Grund zu gehen, um zu erfahren, welcher Art die Bildung ist, die in der Gemeinde durch diesen ‚Religionslehrer‘ verbreitet wird; denn der Gesamtheit könnte es unmöglich gleichgültig sein, wenn eine ‚freireligiöse‘ Gemeinde, welche über 1000 Mitglieder zählt und sogar einen eigenen Begräbnißplatz besitzt, die von den Socialdemokraten aufgestellten Grundsätze bezüglich der Familie, Ehe, Kindererziehung u. verwirklichen wollte. Bemerkenswerth ist es übrigens, daß der Vorgänger des ‚Religionslehrers‘ Kunert deshalb seiner Stellung enthoben wurde, weil er eine warme Gedächtnißrede auf Kaiser Wilhelm I. hielt; dergleichen dürfe in der freireligiösen Gemeinde nicht vorkommen. Einem anderen Mitgliede wurde vorgeworfen, daß er einmal am Geburtstage des Kaisers illuminirt habe! Das ist ganz der Geist des Terrorismus und die Denunciationswuth, welche vor hundert Jahren den Pariser Convent beherrschten.“
(M. E. L. R.)

Aus Oesterreich. „Das Vermögen der Mönchsorden in Oesterreich beziffert sich nach den neuesten Erhebungen vom Jahre 1880 in Niederösterreich auf 27 Millionen Gulden, in Oberösterreich auf fast 8 Millionen, in Salzburg auf fast 3 Millionen, in Steiermark auf fast 3½ Millionen, in Kärnten auf fast 2 Millionen, in Tirol auf fast 4 Millionen, in Böhmen auf 13½ Millionen, in Mähren auf über 13 Millionen, in Schlesien auf 3½ Millionen, in Galizien auf 10 Millionen Gulden. Das Gesamtvermögen der Ordenshäuser in Oesterreich betrug im Jahre 1865: 75,374,000 Gulden, im Jahre 1870: 81,675,000 Gulden, im Jahre 1875: 85,077,000 Gulden und im Jahre 1880 fast 88 Millionen Gulden. Davon ist bei jeder Jahresangabe eine Schuldensumme von 2½—4½ Millionen Gulden abzurechnen.“
(M. E. L. R.)

Waldenser. „Die Vertreter der Waldenserkirche, die Ende August und Anfang September das zweihundertjährige Gedächtniß ihrer ruhmvollen Heimkehr in die piemontesischen Gebirgsthäler unter Führung des frommen und heldenkühnen Pfarrers Henri Arnaud feierten, haben aus Anlaß dieser Säcularfeier von König Humbert unlängst die nachstehende Zuschrift erhalten: ‚Die Glieder der Waldenserkirche werden in naher Zeit den zweihundertjährigen Jahrestag der Rückkehr in ihr Vaterland feiern, das sie mit opferfreudiger Liebe vertheidigt haben. Dies Ereigniß, die Quelle wohlgegründeter Freude für so viele Bürger, wird auch mit Freuden von mir begrüßt, der ich die standhafte, aufopfernde Liebe der Waldenser zu dem Hause Savoyen wohl anerkenne. Da diese treue Anhänglichkeit an das

Herrscherhaus, verbunden mit lebendiger Vaterlandsliebe, Italien muthige Soldaten und ergebene Söhne gegeben hat, so biete ich, um meinen Gefühlen für dies treue Volk Ausdruck zu geben, und mit der Absicht, in ihm die Verehrung seiner bürgerlichen und sittlichen Tugenden stets lebendig zu erhalten, ein Geschenk von 5000 Lire an, welches bei der bevorstehenden Feier des Tages, der seit zwei Jahrhunderten das Ende ihres Exils bezeichnet, zwischen den Waldensergemeinden und dem von ihnen zu gründenden Collegium (zu Balziglia) getheilt werden soll.“

(N. G. L. R.)

Spiritismus. „Am 9. September trat in Paris der ‚Internationale Spiritisten- und Spiritualisten-Congreß‘ zusammen. ‚Spiritualisten‘ nennen sich in dieser Gesellschaft seit einiger Zeit die Mediums, welche sich angeblich auf eine wissenschaftliche Methode stützen und mit Hilfe eines electrischen Inductionsapparats mit der Geisterwelt verkehren. Die Zahl der Anhänger des Spiritismus, welche 3—400 Delegirte geschickt hatten, soll 40,000 betragen. Experimente wurden nicht gemacht. Man begnügte sich mit tiefsinnigen Reden und dem Nachweis der Sätze, daß die Seele unsterblich ist, daß es eine ewige Fortsetzung des Ichs gibt, und daß der Verkehr mit den Abgeschiedenen durch zahlreiche Thatfachen erhärtet ist. Die Unsterblichkeit der Seele hängt nach den Spiritisten mit der Seelenwanderung zusammen, welche auch unfehlbar die Lösung der socialen Frage herbeiführen wird, da, wie sich ein Redner äußerte, die von Körper zu Körper wandernden Seelen ihre Erfahrung mit sich bringen und die endliche Erreichung der Vollkommenheit die nothwendige Folge dieses Zustandes ist. Sonderbarerweise blüht der Spiritismus gegenwärtig in Paris sehr stark; vornehme Damen stehen an der Spitze der bekanntesten der spiritistischen oder spiritualistischen Gesellschaften und sind eben im Begriff, die nöthigen Geldmittel für den Bau eines Tempels zu beschaffen.“

(N. G. L. R.)

Japan. In Kijoto, dem Sitz japanischer Gelehrsamkeit, wurden am 24. März dieses Jahres 98 Studenten und 5 Studentinnen des Doschisa Seminars getauft. Diese von dem bekehrten und zum Prediger berufenen Joseph Nisima gegründete Schule zählt jetzt 772 Jüglinge, die jungen Mädchen nicht gerechnet. Ein reicher Amerikaner hat sieben 100,000 Dollars für diese Anstalt gestiftet. An eben demselben Orte hat sich zur Bekämpfung des sich auf dem Inselreiche immer mehr ausbreitenden Christenthums sogar nun auch eine buddhistische Missionsgesellschaft gebildet. Dieselbe geberdet sich als alleinige Hüterin des wahren Staatswohls, des Patriotismus und der Treue gegen das Herrscherhaus. Die Mitglieder verpflichten sich unter anderm, nie einen Christen für irgend ein Amt zu wählen. Neulich ist auch ein amerikanischer Schwindler, „Oberst“ Orcott, von den Buddhisten eingeladen, nach Kijoto gekommen, um dort Vorträge über seinen, dem Buddhismus nächstverwandten „Theosophismus“ zu halten, aber sehr bald wieder abgezogen. Die Enttäuschung soll gegenseitig groß gewesen sein. F. L.

Nekrologisches. Gestorben zu Dorpat am 23. September Dr. Theodosius Harnack im 73. Lebensjahre.